SITZUNGSBERICHTE
DER LEIBNIZ-SOZIETÄT
Band 32 • Jahrgang 1999

trafo Verlag Berlin

ISSN 0947-5850 ISBN 3-89626-212-2

Inhalt

Siegfried Wollgast

Zur Geschichte des Dissertationswesens
in Deutschland im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit >>>

Conrad Grau

Akademie - Stadt - Wissenschaft >>>

Friedhilde Krause

Von Mathurin Veyssiere de La Croze bis Adolf von Harnack >>>

Mitteilungen der Leibniz-Sozietät

Neue Mitglieder 1999 >>>

Bei anderen gelesen:

Werner Scheler und Werner Hartkopf

Gespräch über die Wiedereröffnung der Berliner Akademie nach dem Zweiten
Weltkrieg und über den Neubeginn ihrer Tätigkeit, (aus UTOPIE kreativ 103/104, 1999) >>>

Annotationen

Institut für Indologie, Wichtrach (Schweiz)

Drei Veröffentlichungen von Klaus Mylius >>>

Johannes Irmscher (Hrsg.),

Lexikon der Byzantinistik >>>

Helmut Böhme

Bemerkungen zu Reinhard Mocek, Die werdende Form >>>

Siegfried Wollgast

Zur Geschichte des Dissertationswesens in Deutschland im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit*

Erstaunlicherweise gibt es zwar Sachbücher über Siamkatzen, Orchideenarten und -abarten und über ausgefallendste Tabakpfeifen, über das Dissertationswesen in Deutschland gibt es aber leider meines Wissens keine zusammenhängende Darstellung. Dabei strebt man seit dem 13. Jh. nach der Doktorwürde. Bei allen Höhen und Tiefen, die mit dem Erwerb des Doktortitels verbunden waren und sind, war und ist man in Deutschland im allgemeinen stolz darauf, ihn erarbeitet zu haben. Aber: Wo kommt er her? Was besagte er einst? Welche Entwicklung hat er genommen? Wie wurde und wird er – materiell wie ideell – bewertet?

Das sind nur einige von vielen, vielen Fragen zur „Doktorei"[1].

Im 12. und 13. Jh. konstituierten sich in Italien, Frankreich und Spanien über 30 Universitäten. Herausragend sind dabei Bologna, Paris und Oxford.[2] Im 14. und 15. Jh. ist es bei Universitätsgründungen üblich, sich der staatlichen und (oder) kirchlichen Privilegien zu versichern.

Den höchsten Rang nimmt an allen mittelalterlichen Universitäten die Theologische Fakultät ein. Ihr folgt die Jurisprudenz, dann die Medizin. Alle drei bilden gemeinsam die oberen Fakultäten. Gewissermaßen sind sie Ausdruck einer Arbeitsteilung, die den drei Seiten des Christenmenschen gerecht wird: seinem Seelenheil, seinem Leben im Staat und seinem Körper. Den drei oberen Fakultäten stehen die Artes liberales als die untere Fakultät (Artistenfakultät) gegenüber.

Praktisch sieht der Weg zur Promotion in Paris zunächst etwa wie folgt aus: Der Bewerber, der die Artistenfakultät durchlaufen und an einer der oberen Fakultäten den Grad des Baccalauren (den untersten akademischen Grad) erlangt hat, muß nach weiteren Studienjahren, deren Zahl bei den einzelnen Fakultäten unterschiedlich ist, seine Befähigung nachweisen. Teil-

* Vortrag, gehalten vor dem Plenum der Leibniz-Sozietät am 17. September 1998

weise ist dafür ein förmliches Examen vor den Lehrern vorgeschrieben, in jedem Fall aber eine Disputation, ein Streitgespräch. Hat er diese erfolgreich bestanden, erteilt ihm der Kanzler die Lizenz, mit der grundsätzlich an allen Universitäten die Lehrbefugnis verbunden ist. In diesem Stadium führt der Baccalaureus den Titel Lizentiat. Die volle Lehrbefähigung und damit den Titel Magister oder Doktor erhält er erst, wenn ihn die Korporation feierlich in ihre Reihen aufgenommen hat. Das ist in Paris erst nach einigen Jahren der Lehre der Fall. Zudem ist diese Ehrerweisung mit hohen Kosten für den Bewerber verknüpft. Nicht wenige begnügen sich – schon damals – mit der Würde eines Lizentiaten.

Magister und Doktor sind im Mittelalter gleichrangige Titel. Die Artisten, mitunter auch die Theologenfakultäten, bevorzugen in Deutschland die Erteilung der Magisterwürde, Juristen und Mediziner promovieren häufiger zum Doktor. In allen Fällen wird die Promotion in feierlicher Form vollzogen.

Seit dem 13. Jh. wurde es gebräuchlich, daß Höherstrebende nach Frankreich und Italien an die Universitäten zogen. Im 14. Jh. wurden die Wissenschaften in ähnlichen Organisationen auf deutschem Boden angesiedelt.

Das Studium an der Artistenfakultät zerfiel in zwei Kurse, für die jeweils ein Mindestmaß von anderthalb bis zwei Jahren vorgeschrieben war. Der erste Kursus führt zum ersten akademischen Grad, dem Baccalaureat. Er umfaßt wesentlich das Studium der vorgeschriebenen logischen Schriften und der Bücher der Physik (nach Aristoteles). Die zweite Hälfte des Kursus umfaßt die übrigen Disziplinen, die Universitäts- bzw. Fakultätsstatuten schreiben die Bücher vor, die zu hören sind. Das vorschriftsmäßige Abhören der Vorlesungen und Übungen heißt complere pro gradu. Übrigens verlassen sehr viele Studierende die Universität als baccalaurii oder ohne Grad. Nur für die akademische Laufbahn war die Beendigung des Studiums und der Erwerb der Grade Vorbedingung. Dabei wurde die Mitwirkung am akademischen Unterricht zunächst von den Graduierten als Pflichtleistung gefordert: der Magistereid enthielt ursprünglich vielfach die Pflicht, nach Erlangung des Grades zwei Jahre lang die artes, zu deren Meister man gemacht worden war, zu lehren (biennium complere). Diese Regel hatte ein doppeltes Ziel: erstens diente das obligatorische zweijährige „Privatdozententum" als Ersatz für ständige besoldete Lekturen, wofür die Mittel nicht reichten, zweitens sollte damit die Ausbildung des jungen Magisters selbst vollendet werden.

In der Regel trat man in den Kursus einer oberen Fakultät erst ein, nachdem man den allgemein-wissenschaftlichen Vorbereitungskursus der artistischen durchlaufen hatte. Es war sehr gebräuchlich, in der Artistenfakultät zu lesen und zugleich in der theologischen oder in der juristischen Fakultät die vorgeschriebenen Vorlesungen zu hören, um nach Erlangung der entsprechenden Grade in die höhere Fakultät überzutreten. Der Unterricht hatte hier denselben Charakter wie bei den Artisten; kanonische Bücher, die den Bestand der Lehre enthalten, werden vorgelegt und erklärt. Es handelt sich an der mittelalterlichen Universität um Lernen und Aneignen, nicht um Hervorbringen der Wissenschaft. Das gilt besonders auch für die Artistenfakultät. Die Vorstellung, durch eigene Forschung Wissenschaft erst hervorbringen zu müssen, der Ehrgeiz, neue Wahrheiten zu finden und solche im Vortrag mitzuteilen, das Verlangen, die Studenten zur Mitarbeit heranzuziehen, sie in die Forschung selbst einzuführen, all das lag dem alten „Meister der freien Künste" fern. Ebenso der Gedanke, über Aristoteles hinauszugehen. Übrigens fand diese Unterordnung unter eine gegebene philosophische Wahrheit natürlich ihre Anlehnung an die gleiche, allgemein als notwendig anerkannte Unterordnung unter die theologische Wahrheit.

Promotion leitet sich her von promovere (lat.) = fortrücken, vorbewegen, zu einer Zivil- oder Militärstelle befördern. Promotion bezieht sich in Deutschland aber nur auf den akademischen Bereich. Im Mittelalter war die Verleihung des Doktorgrades mit der der Lehrberechtigung gleich. Dissertation stammt aus dem Lateinischen von dissertare, d. h. mündlich oder schriftlich einen wissenschaftlichen Gegenstand erörtern. Das mündliche Examen wurde und wird vielfach als Rigorosum bezeichnet (examen rigorosum = strenge Prüfung), gelegentlich auch als Colloquium, als mündliche Prüfung, zu der manchmal die Disputation noch ergänzend tritt. Die Dissertation wird auch als Inauguraldissertation bezeichnet. In dieser Bezeichnung kehren die Auguren wieder, jene im vorchristlichen Rom hochangesehenen Priester, die mittels der Auspizien – vor allem der Vogelschau – den Willen der Götter und deren Haltung zu einem bestimmten Unternehmen zu erkunden suchten.

Bis zum Ende des 12. Jhs. war „Doctor" oder „Magister" eine Berufsbezeichnung für jeden Schulleiter und Lehrer. Auch nicht an einer Schule tätige Gelehrte erhielten vielfach die Titel doctor und professor – ohne formelle Titelverleihung. In der römischen Antike bedeutete Doctor (von lat.

docere = lehren, bzw. doctus = gelehrt) ursprünglich ganz allgemein soviel wie Lehrmeister oder Gelehrter. So wurde ein Fechtmeister, der die Gladiatoren im Fechten unterwies, als „doctor gladiatorum" bezeichnet. Bedeutende Persönlichkeiten erhielten zum Ehrentitel „Doctor" im Mittelalter noch ein ihr Wirken und Wesen kennzeichnendes Beiwort. So: Doctor angelicus (Th. von Aquino), Doctor mirabilis (R. Bacon), Doctor singularis (W. von Ockham), Doctor eximius (F. Suarez).

Die älteste uns bekannte Promotionsordnung wurde von Papst Honorius III. am 28.06.1219 für die Universität Bologna erlassen. Dabei machte er die Verleihung des Doktorgrades von der Zustimmung seines Stellvertreters (d. h. Beauftragten) nach vorheriger Prüfung des Kandidaten abhängig. Seither gibt es an Universitäten Kanzler bzw. Kuratoren. Die nächste Promotionsordnung wurde 1318 von Papst Johannes XXII. zur Promotion im kanonischen und weltlichem Recht an der 1303 gestifteten Hochschule zu Rom (gleichlautend auch für Perugia) erlassen. Neben den Stadt- und Kanzleruniversitäten gab es noch die Staatsuniversitäten, etwa die 1224 von Kaiser Friedrich II. gegründete Universität Neapel, auch die spanischen Universitäten.

Mit dem Entstehen der Universitäten mußte der Doktorgrad feierlich verliehen werden, seinen Trägern wurden zahlreiche Ehren und Vorrechte zugebilligt. Schon Ausgang des 13. Jhs. genoß der Doktor, gleich welchen Standes, in mehr oder weniger deutlicher Form die mit dem persönlichen Adel verbundenen Würden. Bereits in dieser Zeit traten daher auch oft die wissenschaftlichen Belange hinter dem Streben nach Macht und Ansehen zurück. Schon im Mittelalter hatte man für die Promotion nicht unerhebliche Gebühren zu zahlen. Hinzu kamen hohe Beträge für Geschenke, Ehrengaben, für den Doktorschmaus (Prandium Aristotelis) u. a. Dabei wurde der Doktortitel bedeutend seltener als heute verliehen. Nur etwa 20–30% der immatrikulierten Scholaren wurden zum Baccalaureus und davon nur wieder 10–20% zum Magister oder Doktor promoviert.[3]

Die deutschen Universitäten übernahmen vor allem die in Paris ausgebildeten Einrichtungen. In Deutschland finden sich frühe Promotionsregeln in den päpstlichen und kaiserlichen Stiftungsbriefen, die seit Mitte des 14. Jhs. für die ersten deutschen Universitäten ausgestellt wurden. Hauptinhalt dieser Briefe war die Anerkennung der betreffenden Universität und der von ihr durchgeführten Promotionen. Papst Johannes XXIII. (1410–1415) und

seine Nachfolger haben in zahlreichen Fällen die Zuerkennung des Promotionsrechts von der Erfüllung besonderer politischer Bedingungen abhängig gemacht.

Ausgangs des Mittelalters wurden von den Fakultäten der deutschen Hochschulen, die hierbei den Gepflogenheiten der Kanzleruniversitäten folgten, drei verschieden abgestufte Grade verliehen: Baccalaureus, Lizentiat sowie Doktor und Magister. Der Grad eines Magisters oder Doktors konnte nur von einem Gleichrangigen und nur im Auftrag und Namen einer Fakultät, die auf Grund des der Universität verliehenen Rechts handelte, verliehen werden. An einigen deutschen Universitäten, so in Königsberg und Göttingen, hielt sich die Doppelform „Doctor et magister" bis ins 20. Jh.

Seit etwa 1350, unter Kaiser Karl IV., hatte sich das Amt des kaiserlichen Hofpfalzgrafen (comites palatini Caesarei) als eine ständige Einrichtung des Reichsstaatsrechts in Deutschland herausgebildet. Es bestand bis zum Ende des alten deutschen Reiches. Diese Institution wurde mit Palatinat bezeichnet. Gemeinhin unterscheidet man das kleine und das größere Palatinat. Bei beiden Arten findet sich die Befugnis, nach vorhergegangener Prüfung akademische Würden zu erteilen. Dieses Verleihungsrecht umfaßte die Würden eines Doktors der Rechte, der Medizin und der Freien Künste sowie eines Lizentiaten, Magisters, Baccalaureus und gekrönten Poeten. Den Doktorgrad der Theologie konnte gewöhnlich nur der Größere Palatin vergeben. Die Promotion durch die pfalzgräfliche Bulle wurde in späteren Jahrhunderten häufig von jenen gewählt, die nicht Mittel genug besaßen, um einer Fakultät die geforderte gedruckte Dissertation vorzulegen. Da sich aber die Universitäten den Bullendoktoren, den „Doctores bullati" gegenüber stets ablehnend verhielten, vermochten diese Doktoren trotz ihrer formellen Gleichberechtigung nicht das gleiche Ansehen wie die von einer Fakultät Geprüften zu erlangen. Die Zahl der Pfalzgrafen wurde so groß, daß der Kaiser die Ernennung von kleineren Pfalzgrafen den größeren Pfalzgrafen überließ. Um die 2.500 Palatinatsdiplome sind nachweisbar! Das mußte ihren Eigenwert natürlich schmälern. Zudem gab es, was das Problem noch unübersichtlicher machte, eine Verflechtung von akademischer Position und Pfalzgrafschaft. So „wurde vornehmlich in den protestantischen Gebieten Deutschlands ein großer Teil der Universitätsprofessoren während ihrer Amtsdauer als Prorektoren oder juristische Dekane

der Pfalzgrafenwürde teilhaftig. Durch diese 'Breitenwirkung', die sich z. B. dahin auswirkte, daß von 1575 bis 1806 allein in Helmstedt 172 Professoren pfalzgräfliche Befugnisse ausübten, wurde das Palatinat in seinem Charakter sehr stark akademisch beeinflußt"[4]

Die Juristen stellten ca. 4/5 aller Pfalzgrafen. Hinzu kamen bedeutende Humanisten, wie etwa J. Reuchlin (Comes Palatii 1492), U. von Hutten (Comes Palatii 1517), Dichter des 17. Jhs. wie J. Rist und S. von Birken sowie Bischöfe, Priester u. a. Selten wurden Mediziner Comes Palatii, wenn ja, so waren es zumeist kaiserliche Leibärzte. Die Promotion zum Doktor der Rechte wurde schon im 14. Jh. dem Ritterschlag gleichgestellt. Seit Mitte des 14. Jh. wurde man auch von Kaiser und Papst ganz legal zum Doktor ernannt.

Auch in Deutschland gelten für den Doktor im Mittelalter einige Regeln und Vorrechte: a) er durfte überall lehren; b) er mußte einige Jahre gelehrt haben, um in die vollen akademischen Regentenrechte einzurücken; c) beabsichtigte er, an einer fremden Universität zu lehren, so mußte er dort aufgenommen (nostrifiziert) werden. Im Jahre 1460 nennt eine Greifswalder Promotionsrede 30 Vorrechte der Doktoren.

Die geschichtliche Entwicklung des Promotionswesens zeigt, daß sowohl die Begriffsinhalte als auch die wesentlichen Erfordernisse der Gradverleihung einem ständigen Wandel unterlagen. Wie sehr die Vorstellungswelt des Mittelalters von der unseren verschieden war, läßt sich beispielsweise daran erkennen, daß der Kandidat im Mittelalter schwören mußte, sich bei Abweisung nicht an den Prüfern rächen zu wollen (Eid de non vindicando). Im Mittelalter mußte einem Promovenden guter Leumund eigen und sein moralischer Wandel einwandfrei sein. Er durfte körperlich nicht abnorm erscheinen und nicht unehelicher Geburt sein. Er durfte sich nicht gegen seine Lehrer respektlos benommen haben und sollte durch Fleiß und Gelehrsamkeit, Mitarbeit in den Vorlesungen und Disputationen bekannt sein. Er mußte sich – wichtig! – auch immatrikuliert haben.

In Freiburg im Breisgau, Universität seit 1460, hatte das theologische Baccalaureat die drei überlieferten Grade: biblicus, sententiarius und formatus, „denen drei Lehraufgaben entsprachen: ein (doppelter) Bibelkurs, der Vortrag der ersten zwei Bücher der Sentenzen des Petrus Lombardus und schließlich auch des dritten und vierten Buches desselben, um der forma, der Vorschrift, voll genüge zu tun".[5] Der Baccalaureus hatte weiter

theologische Studien zu betreiben, Vorlesungen zu hören und an Disputationen teilzunehmen. Einen weiteren akademischen Grad durfte er erst nach zwei Jahren erwerben. Den verschiedenen Formen des Baccalaureats folgte der Grad des Lizentiaten, erst dann der Doktorgrad. Wer bis zum Lizentiaten gekommen war, stellte sich auch zumeist diesem Examen, „kaum 10 Prozent haben ihn (den Doktorgrad – S. W.) im ersten Jahrhundert unter den mit dem entscheidenden Grad des Lizentiaten der Freiburger Theologischen Fakultät Ausgezeichneten unterlassen".[6]

Die Theologische Doktorfeier war – wie alle Doktorfeiern im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit – auch in Freiburg ein reines Fest: „am vorausgehenden Sonntag zog nachmittags eine offizielle Deputation zur Einladung aus, um den Gästen die Feier anzusagen: den Doktoranden begleiteten alle Bakkalare, von denen einer als Einlader vom Dekan beauftragt war; der Gruppe schritten der Pedell mit dem Universitätsszepter voraus. ... die Doktoren aller Fakultäten gehörten zu den Geladenen; dazu der in der Stadt ansässige Adel, die Amtsträger der Stadt, Äbte, Komture, Lehrer, Domkanoniker, die Prioren der Klöster mit ihren Lesemeistern: der ganze Kreis derer, die die Universität zu ihren Feierlichkeiten ins Münster zu laden pflegte. Die von dem Einladungszug Zurückkehrenden hatte der Doktorand ... mit einem (einfachen) Abendessen zu stärken." Jedem theologischen Doktor war ein Birett im Wert von mindestens 8 Freiburger Pfennigen zu geben. Dafür konnte auch der Geldwert angeboten werden; in gleicher Weise erhielt der Kanzler ein Birett, wenn er anwesend war, ebenso der Universitätsrektor sowie der Konservator der Universität. Außerdem erhielt jeder der geladenen Gäste ein Paar Handschuhe. Die Fakultät behielt sich die Kontrolle dieser Geschenke durch den Dekan vor.

Der Tag der Doktorfeier war, da alle Professoren geladen waren, ein vorlesungsfreier Tag. Die Geladenen versammelten sich am Kollegiengebäude der Universität. Der Zug mußte in Richtung des Münsters ziehen. Acht bis zehn Knaben schritten mit brennenden Kerzen voran. Der Pedell führte wohl mit dem Universitätszepter den Zug an. Nach dem Einzug in das Münster betrat der Promotor die errichtete Kathedra und sprach die einführenden Worte. Er rief den Doktoranden zum Lehrstuhl, Zeichen des Lehrenden, und machte ihn mit einer Formel zum Doktor, die wohl die gleichen Worte beinhalte wie die Formel der Lizentiatsverleihung. Sie lautete: „Ego omnipotentis Dei atque beatorum Petri et Pauli apostolorum ac sacro-

sanctae sedis apostolicae autoritate, qua in hac parte fungor, do tibi N. N. in theologica facultate licentiam legendi, disputandi, doctoralia insignia recipiendi et omnia alia hanc licentiam respicientia exercendi, hic et ubique terrarum in nomine Sanctae et superbenedictae trinitatis Patris et Filii et Spiritus Sancti. Amen." Die sichtbaren Zeichen der Erhebung zur Würde eines theologischen Doktors sind jetzt drei: das Birett, das der Promotor dem Doktoranden aufsetzt, der goldene Ring, den er ihm an den Finger steckt, und die Übergabe eines geschlossenen Buches, das geöffnet wird. Der neue Doktor stand nun auf seinem Katheder und hatte das Wort zu ergreifen. Für seine ersten Ausführungen war ein überliefertes Thema festgelegt: eine Lobrede auf die Heilige Schrift. Nach ihrem Abschluß sollte der neue Doktor gleich zeigen, wie er den Unterricht zu leiten verstand: ein dazu Bestimmter trug eine theologische Frage unter Anführung vieler widersprüchlicher Väterstellen und Vernunftgründe vor. Der neue Doktor übertrug einem Baccalaureus der Theologie die Lösung, griff aber selbst mit Gegenargumenten ein. Dieses Geplänkel wurde dann durch ein geistiges Wettfechten zwischen zwei dazu Bestellten abgelöst, dem sogen. Hahnenkampf, einem Disput mit widersprechenden Lösungen. Das Ganze endete mit dem Dank des Neupromovierten und einem Gotteslob mit Orgel und Gesang der Schüler. Wieder vereinte man sich danach zu einem Mahle mit allen geladenen Gästen.[7]

Die ältesten Freiburger Fakultätsstatuten[8] forderten vom Baccalaureus medicinae, der sich als schon zuvor von der Artistenfakultät Graduierter um die Promotion zum Doktor bewarb, den Nachweis eines fünfjährigen Fachstudiums, von dem zwei oder drei Jahre vor und drei bzw. zwei Jahre nach dem Baccalaureat absolviert sein sollten. In Basel galt ein fünf- bis sechsjähriges Medizinstudium als Voraussetzung für die Erlangung des Doktorgrades. In Köln wurde 1393 die Promotion der Mediziner zum Baccalaureus oder Lizentiaten von der vorausgegangenen Studiendauer an der Artistenfakultät abhängig gemacht. Die Reformation der Universität Ingolstadt vom Jahre 1571 bestimmte, Medizinstudenten müßten beim Beginn des Fachstudiums den Besuch der Vorlesungen über Logik und Philosophia naturalis nachweisen. Fehlte dem Doktoranden die Graduierung durch die Artistenfakultät, so hatte er sechs Jahre Medizin zu studieren, von denen drei oder vier vor dem Baccalaureat, weitere drei bzw. zwei vor der Meldung zur Doktorprüfung zu liegen hatten. Der Grad des Baccalaureus arti-

um konnte von der Fakultät der Würde eines Baccalaureus medicinae gleichwertig erachtet werden, wenn der Medizinstudent trotz anerkannter Bewährung – etwa, weil er die Kosten scheute – auf die Graduierung zum Baccalaureus in seiner Fakultät verzichtete. Außerdem wurde bestimmt, der Promovend müsse an den Vorlesungen mindestens zweier Doktoren der Medizin fortlaufend teilgenommen haben. Zudem hatte der Bewerber um den Doktortitel mindestens ein Jahr lang einen Doktor der Fakultät bei dessen Krankenbesuchen zu begleiten, mußte also auch praktisch-ärztlich ausgebildet sein. Spätestens seit 1691 wurde die während der Studienzeit erfolgte klinische Unterweisung in Freiburg als neuer Gegenstand in das Doktorexamen aufgenommen. Man wies dem Kandidaten einen „casus practicus" zu, über den er sich auch schriftlich zu äußern hatte. Als Mindestalter des Promovenden der Medizin war das vollendete 26. Lebensjahr festgelegt, doch die Fakultät behielt sich das Ausnahmerecht vor.

Über die Gebühren, welche die Doktoranden zu bezahlen hatten, und über die Kosten, die ihnen aus den mit der Promotion verknüpften Gepflogenheiten entstanden, sind von Fakultät zu Fakultät unterschiedliche Regelungen getroffen worden. Jedenfalls stellte die Promotion stets nicht geringe Anforderungen an die finanzielle Leistungsfähigkeit der Kandidaten. Nach den ältesten Freiburger Statuten hatte der zum Lizentiaten und (oder) Doktor der Medizin zu Befördernde folgende Kosten zu tragen: Jeder Doktor erhielt von ihm 1,5 Florin (fl.) für Wein und Konfekt, während der Lizenzprüfung war 1 fl. zu zahlen; wenigstens einem der Doktoren sollte er 14 Ellen guten Tuchs verehren. Außerdem bekam jeder Doktor ein Barett und ein Paar geschmückte Handschuhe, jeder Lizentiat und jeder Baccalaureus der Medizin dagegen nur einfache Handschuhe. Ferner waren 2 fl. in die Fakultätskasse und 2 fl. dem Pedellen zu zahlen, wobei an Stelle des Betrages für den Pedellen auch Stoff, ein Wams o. ä. treten konnte. Zu diesen nicht geringen Ausgaben kamen auch hier noch die für den Doktorschmaus.

Da man im Mittelalter mit der Promotion zum Doktor die unbeschränkte Lehrbefähigung an hohen Schulen erwarb, ist es verständlich, daß der Wortlaut des Doktoreides von den Pflichten des Promovierten als Hochschullehrer handelte. Eine Eidesleistung auf einen „bürgerlichen" Beruf kam der Universität gegenüber gar nicht in Frage, war es doch üblich, daß die Herrschaft, in deren Dienste der Doktor trat, von ihm einen Berufseid forderte.

Immer wieder wurden erfolglos Verordnungen gegen den finanziellen Mißbrauch bei Doktorpromotionen erlassen. Sie stellten nämlich – eigentlich bis in die jüngere Zeit – eine wichtige Einnahmequelle dar, sowohl für die Fakultät als auch besonders für die das Promotionsrecht ausübenden Doktoren, die um die Kandidaten warben, so daß an manchen Universitäten um diese gelost wurde.

Alle Fakultäten legten großen Wert auf ihr Promotionsrecht und die Anerkennung ihrer Grade durch andere Universitäten, lag doch darin vorzugsweise die Anerkennung der jeweiligen Universität überhaupt. Schon die ältesten Statuten der Erfurter Juristen von 1398 unterscheiden sorgfältig die Aufnahme unter die Graduierten der Fakultät und die Aufnahme in das die Fakultät regierende Doktorenkollegium, die doctores facultatis und die doctores collegii. Die in Erfurt promovierten Doktoren konnten bereits am Tage nach der Promotion in das regierende Kollegium aufgenommen werden. An anderen Universitäten promovierte Doktoren mußten dagegen nach ihrer Aufnahme in die Fakultät zwei oder, falls sie Doktoren beider Rechte waren, drei Jahre ordnungsgemäß lesen, ehe sie sich zur Aufnahme in das Kollegium melden durften. Mehr als zwei oder höchstens drei „fremde" Doktoren sollten nicht ins Kollegium aufgenommen werden. Die Verfassung der Fakultät ruhte auf der Scheidung der doctores collegii und der nondum ad collegium recepti (noch nicht im Kollegium aufgenommenen). Die doctores collegii erhielten allein die Einnahmen von den Promotionen und hatten vor den übrigen doctores den Ehrenvorrang. Einige Doktoren waren für bestimmte Vorlesungen berufen und durch Besoldung verpflichtet; ihre Stunden waren statutenmäßig festgelegt. Die anderen Dozenten, ob Doktoren oder Lizentiaten und Baccalaure, durften nur lesen, was und wie es die doctores collegii beschlossen hatten.

Die Doktorgrade der einzelnen Fakultäten wurden unterschiedlich bewertet, am höchsten die der Theologie, am geringsten die der Artisten. Jede Universität schätzte den an ihr erworbenen Doktorgrad bedeutend höher ein als den an einer anderen Universität erworbenen. Regelmäßig findet sich die Verpflichtung der Lizentiaten, an keiner anderen Universität die Doktorwürde zu erwerben bzw. erneut zu erwerben.

Vor der Promotion zum Baccalaureus wie vor der Verleihung der Lizenz und des Doktorhutes waren Eide zu leisten, die an allen Universitäten ähnlich lauteten. Sie enthielten den Gehorsam gegenüber der Fakultät und das

Versprechen, den erworbenen Grad an keiner anderen Universität zu wiederholen, und, bei der Lizenz, das Doktorat auch nur an dieser Fakultät bzw. Universität anzustreben.

Aus den mannigfaltigen Vorschriften, welche den Erwerb der akademischen Grade in den verschiedenen Fakultäten und an den verschiedenen Universitäten regelten – vom Baccalaureus der Artisten, der mit dem 17. Jahr und nach ein- bis zweijährigem Studium erworben werden konnte, bis zum Doktorat der Theologie, das nur in langer Lehrtätigkeit bewährten Gelehrten von mindestens 30 Jahren verliehen wurde – wird um so deutlicher, daß alle diese Grade in ähnlichen Formen und ähnlicher Absicht verliehen wurden. Sie bildeten zudem nicht die Stufen eines Systems, das von unten nach oben durchlaufen werden mußte. Die Grade der Artistenfakultät bildeten also keine unentbehrliche Vorstufe für die Grade der oberen Fakultäten, wenn sie oft auch als solche dienten. Und die Grade der oberen Fakultäten schlossen den unteren Grad nicht ein, konnten ihn auch nicht ersetzen. Allerdings dürfte ein Doktor der oberen Fakultäten kaum nachträglich den Magistergrad der Artisten erworben haben.

Die Verleihung der Grade, die Heranbildung von scholares graduati, von graduierten Studenten, war zunächst für das innere Leben der Fakultäten wichtig. Sie bildeten den schärfsten Antrieb zum Fleiß und ein Hauptmittel zur Aufrechterhaltung der Ordnung. Den Magistern drohte bei Untreue, Ungehorsam gegen den Dekan und ähnlichen Vergehen die Strafe, vom Recht zum Promovieren ausgeschlossen zu werden. Nächst dem völligen Ausschluß von der Universität und ihren Privilegien bildete diese Drohung die schärfste Waffe der Fakultäten. Zudem ruhte auf den Graduierten und damit auf deren „Produktion" ein wesentlicher Teil des wissenschaftlichen Fakultätsbetriebes. Selbst die theologische Fakultät hätte z. B. ohne Baccalaure ihr Vorlesungssystem nicht aufrechterhalten können. Mit dem jus promovendi, dem Promotionsrecht, dem obersten öffentlichen Recht der Fakultäten, wirkten diese unmittelbar auf die Ordnung von Staat und Gesellschaft, schufen einen zahlreichen Stand von Männern, die ausgedehnte Privilegien besaßen und vielfach auch oder gerade wegen ihrer Grade in einflußreiche Positionen berufen wurden. Volles Doktorrecht gab nur ein im Namen der Fakultät und nach ihren Vorschriften handelnder Doktor. Papst und Kaiser haben zwar auch Doktoren ernannt und das Recht, Doktoren zu ernennen, an Personen verliehen, die es nicht als Glieder einer Fakultät aus-

übten. Aber die Fakultäten haben in Deutschland diesen Bullen-Doktoren (doctores bullati) die Anerkennung regelmäßig versagt oder an Bedingungen geknüpft, und ihr Widerstand ist erfolgreich gewesen.

Die Gebühren für die Grade der Artisten waren niedrig, aber bei der großen Zahl von Promotionen brachten sie doch bedeutende Summen. „An einigen Universitäten wurden jährlich 10–20 Magister und 50–100 Baccalare promoviert und zeitweise noch weit mehr".[9] In den oberen Fakultäten waren die Promotionen selten, Doktorpromotionen auch an großen Universitäten wohl kaum mehr als durchschnittlich eine oder zwei im Jahr – aber die Gebühren waren hoch. Jedenfalls bildeten diese Einnahmen einen starken Antrieb, dafür zu sorgen, daß die Scholaren die Grade auf keiner anderen Universität suchten.

Zu den eigentlichen Gebühren kamen noch allerlei Ehrenausgaben, besonders in den oberen Fakultäten. Einmal bestand die Verpflichtung, an die bei der Promotion anwesenden Magister und Doktoren Geschenke zu verteilen. Zu den Ehrenausgaben gehörte ferner die Lieferung von Wein und Konfekt bei den Prüfungen für die Examinatoren und den Kanzler sowie die Veranstaltung des Doktorschmauses, dem hier und da auch ein Ball folgte. In Leipzig rechnete man Anfang des 16. Jhs., daß ein Doktor der Rechte bei seiner Promotion 250 Dukaten für Gelage, Umzüge, Musik und Geschenke aufwenden müsse. Kein Magister durfte bei einem Termin mehrmals Respondent sein. Dagegen gewann der Festschmaus nach Erteilung der Lizenz, das sog. Prandium Aristotelis, eine besondere Bedeutung.

Die ganze Form der Disputation – unverzichtbarer Teil des Promotionsaktes – mag manche Äußerung veranlaßt haben, die mehr Lächeln als Zustimmung hervorrief und als geistreiche, kecke oder paradoxe Wendung gelten konnte. Aber man begrüßte sie vermutlich gern als eine Erfrischung in dem ermüdenden Wortgefecht. Auch die Analogie der quodlibetarischen Disputationen weist dahin, daß die Grenzen der Freiheit nicht eng gezogen waren, und die Kollegen bildeten der Natur der Sache nach das dankbarste Gebiet des Witzes. Auch die bestehenden Verhältnisse! So disputierte man um 1500 in Heidelberg zu den Themen: „Quaestio de fide meretricum in suos amatores" (Rede über die Treue der Buhldirnen gegenüber ihren Liebhabern) und „Quaestio de fide concubinarum in sacerdotes" (Rede über die Treue der Konkubinen gegenüber den Priestern). Wie man bei den Festgelagen getrunken und gesungen hat, das bezeugen noch viele Lieder.

Die Erteilung der Grade, besonders der obersten Grade, war ihrem Wesen nach mehr die Aufnahme in einen Kreis von Berechtigten als das Zeugnis über einen höheren Kenntnisgrad. Man wußte sehr wohl, daß viele der Baccalauren und Lizentiaten an Kenntnissen und wissenschaftlicher Kraft einem Teil der zu Doktoren Promovierten überlegen waren. Die Verhältnisse und Auffassungen, auf denen diese Tatsache beruhte, vor allem die mit der Promotion verbundenen großen Kosten, drängten dahin, das wissenschaftliche der Prüfungen herabzudrücken. Das belegen die vielen Klagen und der derbe Spott über die Universitäten, die namentlich das Spätmittelalter erfüllten. Viel trug dazu auch bei, daß ein erheblicher Teil der erforderten Leistungen in Form einer Disputation verlief, bei der eine gewisse Gewandtheit leicht den Mangel an Kenntnissen ersetzte, zumal vielfach keine oder nur eine einzige Erwiderung auf die Einwendungen der Opponenten zugelassen war. Für die Stellung der Aufgaben war z. B. in manchen Fakultäten das zufällige Aufschlagen der Bücher maßgebend, in anderen stellten einzelne Lehrer die Fragen nach ihrem Belieben, in wieder anderen wurden sie durch Beschluß der Prüfungskommission festgelegt. „Die Abstimmung erfolgte durch mündliche oder schriftliche Erklärungen (vota, deposiciones), für welche allgemein ... galt, daß sie nicht bedingt sein durften, sondern ein klares Ja oder Nein enthalten mußten. Am vollkommensten erreichte man das durch ein Ballottement, wie es z. B. in Leipzig üblich war, wo die Mitren der Kandidaten auf dem Tische standen, in die jeder Examinator eine Erbse oder ein Steinchen legte. Drei Erbsen erklärten für bestanden, drei Steinchen für durchgefallen. Der Grad des Doktors oder Magisters wurde ohne Prüfung verliehen; mit der Lizenz waren die eigentlichen Prüfungen beendet und die Verleihung erfolgte unter einer Reihe von symbolischen Handlungen und Übergabe von Symbolen, während alle anderen Grade ohne Symbole und auf Grund mehr oder weniger ausgebildeter Prüfungen erteilt wurden. ... es scheint doch, daß die Zahl und Art der Symbole nicht sowohl nach Fakultäten als nach Universitäten verschieden war, vielleicht auch nach Zeiten. Hut, Ring, Buch und Kuß scheinen allgemein üblich gewesen zu sein, der Ring jedoch nicht bei der Promotion von Ordensleuten. Das Buch wurde gewöhnlich in doppelter Form übergeben, geschlossen und geöffnet. Bisweilen wird außerdem noch die Übergabe des Katheders, die Erteilung des Segens und das Bekleiden mit dem Doktormantel als Symbol behandelt. Wo nun der Mantel und die Übergabe des

Mantels unter den Symbolen nicht erwähnt wird, da legte der Doktorand den Mantel vorher selbst an, und die Tatsache, daß ihm gestattet wurde, in dieser Tracht zu erscheinen, galt als Übergabe. ... Hut, Mantel und Ring hatte sich der Doktorand anzuschaffen; durch die Promotion und die feierliche Übergabe erhielt er das Recht, sie öffentlich zu tragen. ... In Deutschland bildete ... der Hut das Hauptsymbol, er vertrat die ganze Doktortracht, wenn Mantel oder Mantel und Ring nicht überreicht wurden, oder doch ihre Überreichung in der Schilderung oder den Vorschriften nicht ausdrücklich erwähnt wird"[10].

Bereits im Mittelalter, zuletzt in den Reichstagsabschieden von 1498 und 1500, findet sich die Gleichstellung von Adel und Doktortitel. Doktoren müssen unter Bürgerlichen bei Tisch wie Adelige gesetzt werden. Gegen sie verübte Beleidigungen werden so streng geahndet wie gegen Adelige verübte. Doktoren dürfen nicht gefoltert werden, ihre Aussagen gelten vor Gericht mehr als die Bürgerlicher. Werden ein Doktor und ein Bürgerlicher gleichermaßen verdächtigt, einen Mord verübt zu haben, wird die Tat dem Bürgerlichen zugeschrieben. Ein Doktor darf einen Nachbarn, der ihn durch Lärm bei der Arbeit stört, vertreiben. Er ist frei von Steuern, Abgaben usw. Noch I. Kant opponiert gegen einen Nachbarn, „der auf dem Hofe einen Hahn hielt, dessen Krähen ... K. im Gange seiner Meditationen zu oft unterbrach. Für jeden Preis wollte er dieses laute Tier ihm abkaufen und sich dadurch Ruhe schaffen, aber es gelang ihm bei dem Eigensinn des Nachbarn nicht, dem es gar nicht begreiflich war, wie der Hahn einen Weisen stören könnte".[11] Aber Kant prozessierte nicht, er zog um. Solche Forderungen der Gelehrten waren Realität, der Adel hatte sich weitgehend damit abgefunden. Die Doktoren bezeichneten die höchste Stufe der Gelehrtenpyramide. Diese Rangunterschiede spiegeln sich auch in der Frühen Neuzeit deutlich in den Policey- und Kleiderordnungen wider.

Die Zahl der „Stände" in den Städten schwankt zwischen zwei und neun. Am häufigsten begegnet eine Einteilung in drei Gruppen.[12] Dabei gehören Doktoren, Magister und Lizentiaten dem obersten Stand an. In der Straßburger Ordnung von 1660 mit ihren 256 Berufen, die in sechs Grade unterteilt sind, wird diese Einteilung auch auf die gelehrten Berufe angewandt. Gelehrte, die weder den Doktor- noch den Lizentiatengrad erworben haben, „doch ihre studia so weit gebracht, daß sie würcklich practiciren und sich habilitieren könnten", gehören der unteren Staffel des 5. Grades an. Sich

Habilitieren besagte damals: den Nachweis einer erhöhten wissenschaftlichen Betätigung an einer Universität zu erbringen. Dies waren die responsiones pro loco. Professoren, Doktoren und Lizentiaten der Universität haben Sonderrechte.[13]

Um als Gelehrter zu gelten, bedurfte es auch im Deutschland der Frühen Neuzeit nicht der Doktorwürde; viele Gelehrte erwarben nur den Magistergrad, und auch dieser war nicht notwendig, um zur Gelehrtenschicht gezählt zu werden. „Nach oben hin verlor sich diese Schicht durch die Doctoren in den Adel, nach unten hin durch die Baccalauren, die Handwerker oder Kaufleute wurden, ins Bürgertum. Sie blieb aber eine feste Gruppe, zwar nicht in staatsrechtlicher, wohl aber in gesellschaftlicher und ... in geistiger Hinsicht".[14]

Nach Studienabschluß – Abgangszeugnisse gab es nicht, konnten aber auf Wunsch vom Rektor ausgestellt werden – begab sich der „frischgebackene" Magister bzw. Doctor auch im 16. und 17. Jh. auf die „peregrinatio academica", die schon im Mittelalter als ein Bestandteil akademischer Bildung angesehen wurde. Bis zum Anfang des 18. Jhs. standen für Protestanten die Niederlande als Ziel im Vordergrund, ab Mitte des 17. Jhs. wurde verstärkt Frankreich besucht. Italien war im protestantischen Bereich in dieser Zeit als Reiseziel relativ zurückgetreten. Für die Jahre 1600–1609 ermittelt F. Eulenburg noch jährlich über 403 deutsche Studenten an den italienischen Universitäten Bologna, Perugia, Pisa, Sienna und Padua. Padua wurde dabei bevorzugt.[15] Und wie die Doktoren alle Nicht-Graduierten an Rang weit überragten, so standen die, die in Italien und Frankreich studiert hatten, höher als die große Zahl der lediglich in Deutschland ausgebildeten Juristen. Nach W. Dotzauer war z. B. der juristische Doktortitel von Bologna „sozusagen ein begehrter Adelsbrief".[16] Erst nach dem Dreißigjährigen Krieg traten die Niederlande an die Stelle Italiens. Für die Philosophische Fakultät galt die Anziehungskraft Leidens u. a. niederländischer Universitäten auf deutsche Scholaren schon seit Gründung dieser Universität (1575).

Das Lizentiat wurde im Verlauf des 16. und 17. Jhs. an deutschen Hochschulen ungebräuchlich. Das Ansehen der Magister der Artistenfakultät war sehr gering. „Black = das ist Dinten = Sch ... war ihr gewöhnliches Prädikat".[17] Natürlich wurde lateinisch disputiert, für den Magistergrad an der Artistenfakultät wurde die zusätzliche Anfertigung einer schriftlichen Arbeit nicht verlangt. Für Dissertationen bestand Druckzwang, so in Tübingen

schon ab 1570. In den nur noch selten erhaltenen Einblattdrucken, auf denen bereits im 15. Jh. die vom Doktoranden zu verteidigenden Thesen in Plakatform veröffentlicht wurden, können die ältesten Vorläufer der heutigen Dissertationsdrucke gesehen werden.

Die Dissertationen in der Frühen Neuzeit werden zumeist vom Präses, vom „Doktorvater", verfaßt. Er trug bei allen Dissertationen die Verantwortung: „Grundsätzlich war es Aufgabe des Professors/Präses, die Dissertation zu verfassen und dann die Verteidigung durch den Kandidaten zu leiten. ... Es lag für den Professor darin eine beträchtliche Arbeit, auch wenn die Dissertation von dem Kandidaten verteidigt wurde. Denn das war dessen Aufgabe. Er mußte allen Einwürfen gegenüber bestehen und zeigen, daß er völlig mit dem Stoff vertraut sei. Besonders selbständige Kandidaten durften 'sine praeside' verteidigen".[18] Manche Dissertationen hatten auch deshalb keinen Präses, weil der Promovend keinen aufzutreiben vermochte. An einigen Universitäten, so in Altdorf, Straßburg, an der theologischen Fakultät in Köln, Trier und Würzburg, an der medizinischen in Königsberg sowie an der juristischen in Erfurt wurde generell zeitweilig sine praeside verteidigt. Das Recht oder Vorrecht, ohne Präses eine Disputation pro gradu verteidigen zu dürfen, wurde gemäß einer Verordnung der Juristenfakultät von Marburg 1690 allen Adligen gewährt.

Es wäre Hybris zu glauben: alles was gedruckt ist, ist auch rezipiert! Die Dissertationen gerade dieser Zeit sind es zumeist nicht! Viele von ihnen vermitteln Wissen, das sonst nicht überliefert ist. Das gilt etwa für die von Caspar Cellarius 1664 in Helmstedt eingereichte Dissertation „De auctionibus". Ihr Präses war Georg Werner. Diese Arbeit ist eine erstrangige Quelle für die Geschichte des frühen deutschen Bücherauktionswesens.

Neben dem Lizentiat geriet auch das Baccalaureat an vielen Hochschulen bereits im Verlaufe des 17. Jhs. in Vergessenheit; an der Leipziger Juristischen Fakultät hielt es sich formaliter bis ins 20. Jh. Der Doktorgrad übertraf den des Lizentiaten auch in der Frühen Neuzeit durch höheres Ansehen. Chr. Besold weist den wesentlichen Unterschied zwischen Lizentiat und Doktor wie folgt aus: „... auch ein Licentiat kein prandium gibt / darum man sie per jocum, Nüchterne Doctores nennet".[19]

Disputare bedeutet: Irrtümer beseitigen. Die septem artes liberales verfolgten im Trivium die formale, im Quadrivium die reale Bildung. Beide Fächer waren auch in der Frühen Neuzeit Gegenstand des Unterrichts in der

Artistenfakultät. Hier wie auch in den drei oberen Fakultäten stand die Wissensgewinnung weiter im Banne der Überlieferung und der Autorität. Bis weit über die Reformation hinaus sind die Universitäten nicht Forschungs-, sondern Unterrichtsanstalten. Die wissenschaftliche Fertigkeit zeigte sich im Disputieren. Vielfach fanden Disputationen auch statt, um sich, den Eltern, Patronen usw. Rechenschaft vom Stande des eigenen Wissens abzulegen. Bis ins 16. Jh. waren die Disputationen disputationes publicae. Ihren Abschluß fanden diese häufig durchgeführten Disputationen für den Einzelnen mit seiner Disputation pro licentia summos honores adipiscendi (mit der Lizenz höchste Ehren zu erlangen). Damit erwarb er zudem die Befähigung, selbst „vom oberen Katheder herab" akademische Disputationen als Präses zu veranstalten. Jeder Promovend mußte eine Anzahl von Übungsdisputationen (disputationes exercitii gratia) absolviert haben. So Abgangsdisputationen in Verbindung mit Fakultätsprüfungen (bei Juristen), Stipendiaten-Disputationen und solche, die auf Wunsch, Befehl usw. der Eltern (jussu parentum) gehalten wurden (specimina eruditionis). Außerdem gab es Abschiedsdisputationen (disputationes valedictoriae), Disputationen pro completione (d. i. Vorläufer der Inauguraldissertationen), auch Renommierdisputationen. Die disputationes circulares (cyclica) sind Übungen, die ein geschlossener Kreis von Studenten unter Leitung eines Präses bei Zugrundelegung eines Autors anstellte. Generell hatten die Professoren in der Frühen Neuzeit das Recht, neben ihren Pflichtvorlesungen andere, auch bezahlte, akademische Tätigkeiten auszuüben. Hier ordnen sich auch die disputationes privatae ein, die im Laufe des 17. und 18. Jhs. entstanden, im 18. und 19. Jh. wieder verschwanden. E. Horn hat 12.000 Disputierschriften oder Dissertationen aus dem 16., 17. und 18. Jh. durchgesehen.[20] Dabei geht es auch um die Baccalaureats- und Lizentiatspromotionen, die ich weitgehend vernachlässige. Die Mehrzahl dieser Dissertationen hat ein Quartformat und einen Umfang von meist weniger als 30 Seiten.

Je nachdem, ob der Präses oder der Respondent die Arbeit geschrieben hat (auch letzteres kam häufig vor), liegt das Interesse auf der jeweiligen Seite. Auch die Responsiones pro loco, heute Habilitationen, erfolgten mit und ohne Präsiden. Bei öffentlichen Disputationen eines Respondenten hatte der Präses vom oberen Katheder her dem Respondenten Beistand zu leisten. Er war anteilnehmender Lehrer bei den Disputationsübungen; er

war Mitverteidiger der aufgestellten Thesen, wenn er selbst, nicht der Respondent, der eigentliche Disputant war, um dessentwillen die Disputation angestellt wurde. Die gedruckten Thesen waren wohl zumeist aus den Vorlesungen der Lehrer gezogen. Auch als die Disputierschrift ausführlicher wurde, schrieb sie bald der Präses, bald der Respondens. Sie galt als akademische Gelegenheitsschrift, erschien nicht im Buchhandel und die öffentliche Kritik machte bei ihr nicht einen bestimmten Autor verantwortlich. Dennoch ist es „vor 200 Jahren und später noch Sitte gewesen, die akademischen Disputationen unter dem Namen des Präses zu zitieren und zu katalogisieren".[21] Aber: Druckkosten waren schon früher hoch, der Käuferkreis sehr beschränkt. Wollte ein Professor die Ergebnisse seiner Studien der gelehrten Welt mitteilen, so bediente er sich der akademischen Disputation, d. h. er suchte sich einen Respondenten, der sich bereit fand, über seine Schrift zu disputieren und – die Druckkosten zu tragen. Häufig waren Respondent und Präses Autoren einer Disputation.

Die Dissertationen waren bis ins 18. Jh. durchgängig lateinisch geschrieben. Wohl erst 1739 erschien in Greifswald eine deutsch geschriebene akademische Dissertation: „Oeconomisch-Juridische Anmerckungen / über des Herrn C. Herm. Schweders Tractat von Anschlagung der Güther in Pommern / sonderlich auf die Gebräuche des Landes Vor-Pommern und Rügen gerichtet. Welche unter dem Vor-Sitz des Herrn Augustin *Baltzers* /... der geneigten Beurtheilung der Gelehrten / in diesem zweyten hundert jährigen Academischen Jubel-Jahr / Wegen der vom Hertzoge Philippo I. im Jahr 1539 um Martini geschehenen Wieder-Einrichtung hiesiger Academie, am 20sten Tage des Monaths Aprils MDCCXXXIX unterwirfft *Friederich Achats von Üsdohm* / Greiffswalde ...".

Mancher Dissertationstitel im 16. und 17. Jh. mutet uns befremdlich an oder erscheint uns problematisch. Etwa: „Die sehr abstruse und schwierige Frage wie es kommt, daß viele vom Genuß des Käses zurückschrecken" (1613); „Das geheime offenbarte Babylon (oder Rom) als der Thron des Antichrists" (1652); „Vom übermäßigen Zutrinken" (1668); „Von ... Anstands-Briefen" (1671); „Das Hervortreten der winzigen Statur der Menschen" (1674); „Die Farben des Chamäleons" (1681); „Das Liebesfieber der Jungfrauen" (1688); „Muß der Fürst in den Kriegen persönlich anwesend sein?" (1695).

Schon bei F. Platter findet sich das „französische" Sprichwort: „accipi-

mus pecuniam et mittimus stultos in Germaniam". Daß aber die französischen Universitäten die „Dummköpfe" nicht bloß ins Ausland verkauften, sondern auch im Lande behielten, sagt zuvor schon J. L. Vives. Besonders zu beklagen sei, daß alljährlich so viele baccalaurii, licentiati und magistri der Heilkunst von den Universitäten gleichsam als Henker in die Städte und Dörfer geschickt würden („tanquam carnificum manus emittuntur"). Aber auch Lehrer könne man sehen, die selbst noch des Pädagogen bedürften und die sich in Künsten Magister nennen ließen, von denen sie kaum die ersten Bruchstücke begriffen hätten. Das Übel habe seinen Anfang genommen, seitdem die Geldsucht die Lehrenden ergriffen habe. Demgemäß sieht Vives – ebenso dann Ch. Thomasius – die Hauptgründe für die Verderbung der Wissenschaften in der Habsucht und Eitelkeit der Gelehrten. In des Th. Lansius, seit 1606 Profesor am Collegium illustre in Tübingen „Commentatio Historico-Politico-Juridia de academiis" (Tübingen 1619) ist die Rede von „'Doctores', die dess macherlohns nicht werth sind" und „tritum lippis fere et tonsoribus notum" wird genannt jenes „sumimus pecuniam et mittimus asinum in patriam."[22] Auch Chr. Thomasius kennt den Spruch, Georg Christoph Lichtenberg führt ihn noch im 18. Jh. an.

Im 17. Jh. muß es mit der Qualität der Doktor-Promotionen besonders arg gewesen sein. Da schreibt J. B. Schuppe: Wenn einer ein Jahr oder zehen auf Universitäten gefressen und gesoffen, und hat seinen Vater mehr verthan als seine andern Brüder und Schwestern in der Erbschafft bekommen können, und will endlich nach Hauss, so wendet er seines Vaters letzten sauren Schweiss dran, nämlich das Geld, welches sein Vater mit der Hand-Arbeit erworben, und kaufft einen Magister, einen Licentiaten, einen Doktor dafür...".[23] „... Chr. Besold sagt uns 1629, wie es bei den Promotionen in praesentia zuging:

„Da kompt offt mancher her mit etlich wenig Bogen,
(Die er doch nicht gemacht) gross pralend auffgezogen,
Und sagt, dass seye nun sein Disputation,
Die Er pro gradu hält, versteht doch nichts davon.
Dann wann Herr Urian hinkompt auf das Catheder
So schweigt Er wie ein Mauss, ihm zittert sein Geäder
Und alle Därm im Leib, weiss weder aus noch an,
Weil Er kein Argument nicht assumiren kan.

Wie im Examine sie als die Stummen schweigen,
Vnd ihr Unwissenheit mit Reden mehr bezeugen
Das ist genug bekant, und hat ein kleiner Spalt
Offt solches offenbahrt, wiewol mans heimlich halt."[24]

Auch Obrigkeiten verteilten zuweilen sehr willkürlich akademische Grade, obwohl sie dazu nicht berechtigt waren. So war der Altgläubige Johannes Koß (gest. 1532) während des Bauernkrieges aus Römhild (Krs. Hildburghausen) vertrieben worden und vor Juni 1525 nach Leipzig gekommen. Hier wirkte er als Prediger zu St. Nicolai. Bei Herzog Georg, de facto auch Herr der Universität, erwarb er sich rasch ein so hohes Ansehen, daß dieser am 2.12.1527 von der Theologischen Fakultät der Leipziger Universität forderte, Koß allein auf Grund seiner Predigten zu promovieren. Der Gegenforderung der Fakultät, Koß möge Vorlesungen halten und akademische Arbeiten leisten, begegnete der Herzog mit dem Argument, der Prediger tue alles, um das gemeine Volk beim alten Glauben zu halten, was nicht durch Schulhändel beeinträchtigt werden dürfe. Auf Grund des anhaltenden Widerstands der Fakultät schlug der Herzog am 15.12.1527 als Kompromiß vor, Koß wenigstens „aufs ferderlychste zur licenciatur kummen (zu) lassen", falls sie sich „mit dem doctorat nicht fast übereylen" wolle. Darauf scheint die Fakultät eingegangen zu sein, da Koß am 20.5.1528 in der Universitätsmatrikel als „Licentiatus in sacra theologia" erscheint.[25]

J. M. Meyfart war im Dreißigjährigen Krieg Professor an der damals evangelischen Universität Erfurt. 1636 schreibt er u. a.: „Seyn Leute in *Theologia auff Universiteten Doctores, Licentiati promovirt* worden / die nicht gar zwey Jahr auff *Universiteten* haben studieret / sondern gesoffen; niemals an die Theologey gedacht / sondern nach einem Magistellen sich gesähnet / niemals einige Probe *disputando, opponendo, respondendo, declamando* gethan: die nicht ein eintziges Specimen des Fleisses und Geschickligkeit vorzeigen können: In Warheit es seyn stoltze / aber im geringsten nicht *erfahrne* Leuten *Doctoren* und Licentiaten *promoviret* worden." Daß die Voraussetzungen dazu schon im Studium gelegt waren, schildert Meyfart im Kapitel „Wie daher ein abschewliches und garstiges Säwleben nicht nur in den Sitten / sondern auch in den Studien bey vielen *Universiteten* entstanden."[26]

G. Arnold, der 1686 in Wittenberg Magister wurde, danach eine Zeit lang

als Professor in Giessen lehrte, bezeichnet die Verleihung der akademischen Grade ohne Unterschied als „einen Kauffhandel mit den Doktor- und Magister-Mützen". Gott allein mache Doktoren. Unter den Menschen sei diese Titelverleihung „aus blossem Ehr- und Geld-Geitz im Papstthum erfunden" worden. Sie verstoße gegen Christi Geburt und werde unter Verletzung der christlichen Freiheit und des allgemeinen Priestertums durchgeführt.[27] Der Ketzer Qu. Kuhlmann soll sogar 1671 in Anlehnung an Andreas Gryphius geäußert haben, es führten „anitzo den Doctortitel" viele, die „vilmehr eine englische Dokk und ein Teutscher Thor" wären.[28] Nach Chr. Thomasius sehen auch „allbereit Fürsten und Herren wegen dieses Missbrauchs / wenn sie die Leute zu ihren Bedienungen brauchen / nicht mehr darauf ... ob man *promoviret* / sondern ob man was rechtschaffenes gelernet habe." Zudem erfordere man an manchen Orten „lieber *unpromovirte* als *promovirte* Leute umb obiger Ursachen".[29] Übrigens war der betrügerische Erwerb eines akademischen Grades in anderen Ländern ebenso üblich. In den Erfurter Universitätsstatuten von 1634 heißt es: „*Longo abhinc tempore* compertum est, nimium facilem graduum academicorum et promiscuam collationem ecclesiae obtulisse hypocritas et lupos in theologia, tyrannos et leones reipublicae in jurisprudentia, homicidas et dracones familiae in medicina, scholae Orbilios et asinos in philosophia".[30] Damit hatte man aber den Wert der akademischen Disputierübungen überhaupt preisgegeben. Selbst, wenn noch ernsthaft disputiert wurde, geriet man auf Abwege, sobald das persönliche Interesse des Respondenten, besser: des Kandidaten, Sieg erheischte und weder der bloße Übungszweck, noch die Wahrheitsgewinnung im Auge behalten wurde. Man vergaß die Regeln der guten Disputation, stritt und lärmte mit Sophistereien, Injurien und allerhand Fechterkniffen – oder man überhäufte einander mit Schmeicheleien. Denn der Respondent wollte und mußte siegen, aber auch der Opponent wollte zeigen, daß er etwas kann. So überwog die Eitelkeit und korrumpierte das Disputationswesen.

Soll man aber allein den Professoren des 17. Jhs., die doch als Präsiden die Aufgabe des conflictus moderator zu erfüllen und die statuarischen Vorschriften zu beobachten hatten, die Schuld geben? Chr. Thomasius tut dies in überstrenger Selbstkritik.[31]

Chr. Thomasius, J. J. Breithaupt, A. H. Francke u. a. versuchten z. B. in Halle, den Disputationsmißbrauch zu beseitigen. Aber sie scheiterten – am

Zeitgeist. Erst im 18. Jh. bildeten sich die Universitäten aus reinen Lehr- auch in Forschungsanstalten um. Es gab im 18. Jh. noch Doktordisputationen, sie aber „erhielten sich nur als Mittel zum Zweck, nicht um eigenen Wertes willen. Die dazu gehörigen Dissertationen aber, die seit dem 16. Jahrhundert neben der mündlichen Disputation selbständige Bedeutung gewonnen hatten, schrieb ... der Präses, so daß die eigene Leistung des Promovenden sich auf das Rigorosum und die Spesen beschränkte".[32]

Schon zu Beginn des 16. Jhs., mit dem Aufkommen des Humanismus, gab es ergötzliche Schilderungen zu den Problemen, die sich um die Doktordissertationen rankten. So in den weitgehend von Crotus Rubeanus und dessen Schüler Ulrich von Hutten gestalteten „Dunkelmännerbriefen".[33]

Als M. Luther am 19.10.1512 in Wittenberg zum Doctor biblicus promovierte, stellte ihm sein Kurfürst Friedrich III., gen. der Weise, die Promotionsgebühr von 17 Gulden aus seiner Kämmerei zur Verfügung. Der Doktorand hatte sich selbst das Geld in Leipzig abzuholen. Im 17. Jh. kostete eine theologische Doktorpromotion in Deutschland den Kandidaten im Durchschnitt 100 Taler, dazu kamen 100 weitere für das Festmahl.[34] Es gab aber auch weit darübergehende Fälle: So mußten zwei Jesuiten 1631 für ihre Promotion 2.240 Kölner Gulden aufbringen, davon allein 1.080 Gulden für die Schlemmereien, auf die man in Köln trotz Krieg und unmittelbarer Bedrohung durch die Schweden nicht verzichten wollte. Bei einem Doktorschmaus an der Theologischen Fakultät der Leipziger Universität im April 1666 wurden verbraucht: 1 Reh, 19 Hasen und 3 andere Stücke Wild, 9 Wildenten, 15 Trut- und 3 Auerhähne, 5 Wasserhühner sowie 52 Junghühner. Weiter: Aale, Lachse und Hechte, 12 Kannen italienischen Weins, drei Faß Bier, für 205 Taler gewöhnlicher Tischwein sowie für 124 Taler Konfekt, Marzipan und Mandeltorte.

Der bei Doktorpromotionen entfaltete Pomp und die Geldsummen, die die Promovenden aufbringen mußten, entsprachen anfänglich der hohen Rangstellung und den sonstigen Vorteilen, die die Doktorwürde mit sich brachte. „Welcher Massen die promotiones in omnibus Facultatibus insgemein ahnzustellen", lehren bis ins Detail auch die Statuten der Universität Straßburg. So heißt es: Nachdem Tentamen, Examen und Disputatio inauguralis stattgefunden hat, lädt der Promotor durch ein offenes Programm, „für welches die Candidati den trucker contentiren sollen", zum Promotionsakt ein. Zur Promotionsfeier wurden alle fürstlichen und Standes-

herren, der Magistrat, die Professoren, die praeceptores classici, alle in der Stadt ansässigen Pfarrer, Doctores und Licentiati eingeladen. Gewöhnlich verbanden sich wegen der hohen Kosten mehrere Kandidaten zur gemeinsamen Promotion. Zum Doktorschmaus wurden gebeten: die regierenden Herren Stadt- und Amtmeister, die Scholarchen, der Rektor, die Dekane und die Professoren der Fakultät, die außerdem noch je einen Gast mitbringen konnten. Waren mehrere Kandidaten zu promovieren, so dehnte sich der Kreis der Einzuladenden noch erheblich aus.

Von den „Insignia doctoralia" sind als Symbole der Investitur im 16. und 17. Jh. für wesentlich anzusehen: das Aufsetzen des Baretts und die Verleihung des Ringes. Eine Jenenser Magisterpromotion von 1685 gibt eine Deutung jener Symbole.[35]

Die Gesamtkosten einer Promotion mögen in die Hunderte von Talern gegangen sein, mancher hat damit wohl, wie J. B. Schuppe sagt, „seines Vaters letzten sauren Schweiss" vertan. Viele verzichteten aus Kostengründen auf den Erwerb des Doktortitels, so Samuel Pufendorf. Gegen den übermäßigen Aufwand bei Doktorpromotionen wendet sich schon ein Dekret im „Corpus Juris canonici", worin verfügt wird, daß die Promovenden durch Eidschwur anzuhalten sind, nicht mehr als 3.000 Turonensische Silberlinge auszugeben.[36] Dies entsprach 250 Goldgulden.

Die kostspieligen Gelage hielten sich schon deshalb so lange, weil sie von der Gunst der Professoren getragen wurden, denen sie willkommene Gelegenheiten boten, einmal ordentlich zu feiern, aber auch ihre Einkünfte zu vermehren. Manchmal auch fertigten sie gegen Entgelt Dissertationen an, die unter dem Namen des Kandidaten gedruckt wurden. Viele Magister und Doktoren des Mittelalters wie der Frühen Neuzeit besaßen keinen Sinn für Unparteilichkeit und Unbestechlichkeit. Für drei bis vier Gulden, hieß es, sind alle Examinatoren zu haben. Und es lief das Sprichwort um: „Omnis baccalarius promotus periurus", d. h. jeder Baccalaure, der geschworen hatte, keine unlauteren Mittel bei Erlangung seines Grades benützt zu haben, habe einen Meineid geleistet.

Die für die Graduierung geforderten Leistungen sind im 16. und 17. Jh. überaus elementar. Nach den Helmstedter Statuten von 1576 werden vom Magister verlangt: Kenntnis des „Corpus doctrinae Julium" (Sammlung von protestantischen Bekenntnisschriften, 1576 in Braunschweig ausgegeben), eine gewisse Kenntnis des Lateinischen und Griechischen, die „Initia"

der 7 Künste sowie Ethik und Physik des Aristoteles. Die in Jena 1624 von Theologen geforderten Leistungen schildert J. M. Meyfart in einem Bericht an Andreas Kessler, der selbst bald zu promovieren gedachte: „Wenn der Candidat nach Jena kommt, begiebt er sich zum Dekan, welcher ihn vor das Collegium beruft, um ihm die Ursache seiner Ankunft zu eröffnen. Dies geschieht im Hause des Dekans, wo der Petent eine *oratiuncula* hält. Die Theologen berathen und bei günstiger Antwort wird ihm das Candidatenbuch zur Inskription überreicht, wofür er einen rheinischen Dukaten zahlt, für das Programm desgleichen und einen Thaler. Hierauf folgt das *tentamen*, wofür 22 1/2 Thlr. bezahlt werden. In diesem *tentamen* wird Hebräisch vorgenommen, ein Ort der Schrift, dann der *locus de persona Christi* und über die Eintheilung der biblischen Bücher. Man bespricht sich über die zu haltende Probelektion, und der gegebene Text wird auch bemerkt. Es folgt die Probevorlesung, Disputation und Predigt. Nach Beendigung derselben wird dem Präses ein vergoldeter Becher gereicht, der meinige kostete mich 10 Thlr. ... nach der Disputation folgt ein Licentiatenconvivium, welches 12 Thlr. kostet. Endlich folgt das *rigorosum*, worin die *loci theologici* durchgegangen werden, ... dann wird eine und die andere schwierige Bibelstelle zur Interpretation vorgelegt; hierauf folgt die Kirchengeschichte, ... dann das Kirchenrecht, *casus matrimoniales, casus conscientiae*. Hierauf wird eine *concio extemporanea* verlangt, zu welcher eine Viertelstunde Meditation verstattet ist ... Für dieses Examen werden dem Collegium 22 1/2 Thlr. bezahlt. Sind fünf Candidaten, so beträgt der Beitrag jedes einzelnen zu dem *prandium* nur 20 Thlr., für jeden Gast einen Thlr. Die Kosten für Fakkeln sind verschieden. Der Promotor erhält einen *rosenoble* (alte Goldmünze – S. W.), die übrigen zwei rheinische Dukaten".[37] Lange hielt man am Gegebenen fest. Jedenfalls wiesen die Statuten der Königsberger Universität die Dekane noch zu Beginn des 19. Jhs. an, bei Durchsicht von Dissertationen darauf zu achten, „ne quid novi insit".

Ungeachtet der eidlichen Verpflichtung der Examinatoren ist im 17. Jh. die Klage über leichtfertiges Erteilen der Grade und Bestechlichkeit der Examinatoren allgemein. „Die gradus, rügt das Wittenberger Dekret von 1624, sollen hinfüro von keiner Fakultät den Ungeschickten, oder welche *infamia juris vel facti* laboriren, ertheilt werden." Gleiche Klagen in Jena und Helmstedt. „Wie vielen groben Hölzern, schreibt Happel, ist das Doktorexamen verrathen worden, vielen groben Hölzern ist die Materie der

Lektion 7 oder 8 Wochen zuvor über Land geschickt." Schuppe mißfällt „der große Mißbrauch, der mit dem Doktor-, Licentiaten- und Magisterhandwerk getrieben wird. Die Universitäten prostituiren sich oftmals damit, indem sie Leuten solche *gradus* conferirt, und hienach zu solchen Dingen, die ihrem *gradui* nicht gemäß sind, gebraucht werden. Ich erinnere mich, daß einer bei einem vornehmen Herrn erst Hofprediger, ferner seiner Kinder Präceptor, Tafeldecker, Kuchenschreiber und Kellermeister war und wenn er gepredigt hatte, rief der *Herr: Domine magister Johannes, lasset decken!*".[38] In Freiburg im Breisgau ist 1625 bei der Doktorkreation erstmalig eine Professio fidei, ein Glaubensbekenntnis, eingefügt, natürlich nach der vom Tridentinum vorgeschriebenen Form. Im 16. Jh. gilt auch: „Alle protestantischen Universitäten sorgten mit ihren Einrichtungen, z. B. durch den Doktoreid, der den zu Promovierenden abgenommen wird, für die Anerkennung der reinen Lehre".[39] Am 3.06.1585 wurde vom Lehrkörper der Universität Marburg eine Eidesformel für den theologischen Doktorgrad angenommen, wonach man auf die Augsburgische Konfession, die von Melanchthon 1530 verfaßte grundlegende evangelisch-lutherische Bekenntnisschrift, auf die Apologie (die ebenfalls von Melanchthon verfaßte Verteidigungsschrift der Confessio Augustana), sowie auf die Concordia Buceri (d. i. die Wittenberger Einigungsformel von 1536) als Lehrgrundlage eingeschworen wurde. Alles, was an den Katholizismus gemahnte, war danach verdammt.

Einen Eindruck vom Angebot eines Doktorschmauses bei den Freiburger Juristen vermittelt das zu jener Zeit übliche Festmahl, abgehalten am 6.05.1574 im Gasthaus „Zum Wilden Mann". Geboten wurde: 1. junge Tauben in Pasteten, 2. Suppe und (Ochsen-)Fleisch, samt gesottenen Hennen, 3. kleine Fische (Grundeln, Groppen, Neunaugen), 4. grünes Kraut mit getrocknetem Fleisch und gebackenen Kalbsfüßen, 5. Braten: Ziege, Kalb, Geflügel, 6. Salmen oder Krebse, 7. Konfekt (Bellaria), Käse, Mai-Anken (Butter), Obst, Nüsse usw. sowie frisches Brot erster Sorte, nebst altem, roten und weißen Wein zur Genüge." Im Laufe der Zeit ermöglichte es die Fakultät, den Doktorschmaus durch Zahlung eines gewissen Geldbetrages an die davon betroffenen Universitätsmitglieder zu ersetzen (Präsenzgelder)".[40]

Dissertationen gehören zu den beliebten, vielleicht sogar beliebstesten akademischen Schriften der Frühen Neuzeit. J. D. Michaelis schrieb:

„Einiger Professoren ihre Dissertationen schätzt das Publicum höher, als ihre Bücher, denn in diesen wiederholen sie das vorhin Bekannte, in jenen sagen sie das Neue."[41] Dazu G. Schubart-Fikentscher: „Das trifft den Kern. Es war durch solche Arbeiten möglich, etwas Neues, das dem Präses besonders wichtig erschien, oder wissenschaftliche Erkenntnisse und Grundsätze schneller mitzuteilen als durch Vorlesungen oder Lehrbücher. Dissertationen konnten unabhängig von dem zeitlich und vom Stoff her beschränkten Rahmen einer Vorlesung, eines Lehrbuches Fragen vertiefen, neue aufwerfen und von einer anderen Grundlage her beantworten als bisher üblich".[42] Michaelis sagte dazu schon: „Wenn aber auch der Präses die Dissertation ausarbeitet, und der Respondent weiter nichts bey ihr thut, als daß er sie drucken läßt, so ist dis doch eine der Wissenschaft sehr vortheilhafte Gelegenheit, einzelne Entdeckungen, die sonst verlohren gehen würden, der gelehrten Welt mitzutheilen, und in der That das zu leisten, wozu Societäten oder Academien der Wissenschaften gestiftet werden."[43] Von Samuel Stryk in Halle lassen sich z. B. etwa 400 Dissertationen feststellen, viele davon mehrfach aufgelegt. In den Zweitauflagen wurde aber öfter der Name des Respondenten vorangestellt, und so als von ihm stammend gekennzeichnet. Von Chr. Thomasius als Präses wurden 150 Disputationen über verschiedenste Themen abgehalten. Sollte Thomasius alle diese behandelten Gegenstände so souverän beherrscht haben? Keineswegs! Aber mit seinem Namen ließ sich prahlen, und das wollte er offenbar auch selbst.

Wir kennen heute dem Begriff und dem Wort nach nur noch eine Art von Dissertationen: die Inaugural- oder Doktor-Dissertation. Grundsätzlich erwarten wir heute eine selbständige Arbeit des Kandidaten, die Dissertation, die zur Promotion vorgelegt werden muß. Auch die pro gradu-Dissertation des 17./18. Jhs. verlangt Selbständigkeit, mag auch die Art, wissenschaftlich zu arbeiten, zum Teil von der unsrigen sehr verschieden sein. Damals wie heute gab es durchschnittliche und gute, ja auch ausgezeichnete pro gradu-Dissertationen. Die gemeinsame Gelehrtensprache Latein verband die wissenschaftliche Welt, und man ist immer wieder überrascht, wie weit, auch geographisch gesehen, die Fachliteratur bekannt war und verarbeitet wurde. Gerade dies zeigen auch die Dissertationen.

Was formt der Kandidat aus dem Stoff? Wird es eine im wesentlichen selbständige oder eine abhängige Arbeit? In welchem Grad eine abhängige Arbeit innerhalb der Teilhaberschaft von Präses und Respondent? Vermag

er sie zu durchdenken, zu gestalten, zu verteidigen? Vor allem: welches Ziel soll mit der Dissertation erreicht werden? Hierin liegt der Unterschied zu heute! Es gab verschiedene Ziele und deshalb verschiedene Dissertationsarten, wobei zum Teil der Anteil des Präses an der Arbeit deutlich den des Kandidaten überwog.

In allen Fragen, die sich um Studium und Studienreform drehen, kommt immer wieder der große Erziehungs- und Bildungswert der Disputierübungen und der ihnen zugrundeliegenden Dissertation zum Ausdruck. Kaum einer der Professoren, der sich nicht mit diesen Fragen befaßt hätte. Als Ziel wird immer wieder auch von den Kandidaten betont, man wolle und solle die eigenen geistigen Kräfte messen, redegewandt werden, zeigen, daß man sich den Studienstoff angeeignet habe und fähig sei, ihn gegen Angriffe zu verteidigen.

Welche Mißbräuche die Erkenntnis des echten Autorverhältnisses trüben können, wird u. a. von Michaelis eingehend erörtert. Pro-gradu-Dissertationen sollen selbst ausgearbeitet werden, obwohl die Disputation darüber sicherer zeigt, was der Kandidat kann, als die zugrundeliegende Dissertation. „Denn wer ist uns Bürge dafür, wenn er auch *sine Praeside* disputirt, daß er sie nicht, wie wenigstens zwey gegen Einmahl der Fall ist, für sein Geld von einem andern hat ausarbeiten lassen? daß er aber selbst, mit Fertigkeit, und als ein der Sachen kundiger antwortet, kann man sehen und hören." Eigene Arbeit daran ist höchst nützlich, aber sie entfällt ja, „und nichts als die bloße Schande für die Universität bleibt, wenn die Dissertation aus einer Fabrik kommt".[44]

Die Dissertationen der Frühen Neuzeit beginnen zumeist mit einer Widmung. Sie kann kurz wie lang, persönlich wie unpersönlich gehalten sein. Sie richtet sich an Förderer oder Gönner, an Lehrer, an Verwandte. In den Vorreden wird dann zumeist Anlaß und Ziel der Arbeit mitgeteilt. Auch, warum dieses Thema gewählt worden ist sowie methodische Fragen. Häufig wird hier dem Präses respektvoll gedankt. Dann wird das Thema selbst abgehandelt. Bei einigen Dissertationen finden sich noch Corrolaria und Anhänge. Dabei wird auch Gott gedankt und seine künftige Hilfe angerufen. Die Corrolaria werden z. T. auch als Theses oder Positiones bezeichnet und stehen nur z. T. mit dem Dissertationsthema in Zusammenhang. Diese Streitsätze sollen z. B. anzeigen, daß man auch noch andere Wissenschaftsgebiete beherrscht. Die Zugaben, bei denen es ähnlich steht, werden als

Appendix, Additamentum oder Additio bezeichnet. Sehr häufig sind Glückwünsche in Gedichtform. Sie stehen immer am Schluß einer Dissertation. Die sachliche Würdigung spielt in diesen Gelegenheitsgedichten keine Rolle. Die allgemeine Bewertung der Person des Kandidaten, sein Genie, Fleiß usw. wird in oft sehr prunkvollen Worten dargestellt, für unseren heutigen Geschmack sehr überhöht.

Am Ende des 17. Jhs. war das Erlangen des Doktorgrades weitgehend der Lächerlichkeit preisgegeben, auch im Ausland. E. W. Happel berichtet 1690 von einer deutschen Reisegesellschaft, die in Padua einen großen Menschenauflauf erblickte. Als sie forschten, was das zu bedeuten habe, „ward ihnen gesagt, daß ein Teutscher auf das Katheder steigen wolle, um ein Doctor Medicinae zu werden. Sie ... hörten den teutschen Mediziner disputieren, der aber so schlecht bestand, daß man ihn an einem andern Ort unmöglich würde angenommen haben, denn er ... war ... in der Medizin weniger beschlagen als ein Roßhändler."[45]. Die Reisegesellschaft wertet dies bei Tisch aus. Dabei sagt ihnen „ein ansehnlicher alter Mann aus der Schweiz" u.a.: „die Italiener würden Narren sein, wenn sie nicht einen jeden Teutschen, sollte er auch sein Lebtag von keiner Grammatika gehört haben, zur Promotion zulassen, denn sie bekommen Geld dafür und schaffen sie hernach wieder ab. Aber keinen Landsmann werden sie zum Doktor machen, der nicht wohlbeschlagen wäre. Im übrigen, wie geht es auf unsern teutschen katholischen wie protestierenden Akademien? Was für seltsame Magistros, Licentiatos und Doctores macht man daselbst wohl, da möchte einem oft die Galle übergehen! ... Die Akademien haben oft zu Doktoren, zu Lizentiaten, zu Magistern erhoben, von Diensten, von Freundschaft, von Geiz bezwungen, welche Priscianus (wohl der römische Grammatiker – S. W.) sich geschämt hätte, unter seinen Schutz zu nehmen ... Etliche berichten, diese oder jene Medizinische Fakultät promoviert zwar ungeschickte Doktoren, diese müssen aber zusagen, innerhalb fünf Jahren die Arznei nicht zu treiben. ... wer ungelehrte Leute promoviert zu hohen Graden, der betrügt Kirche und Staat, und das in sehr wichtigen Sachen ... manche Universitäten schämen sich nicht, die Wohlfahrt ganzer Völker und großer Fürsten, auch das Heil so vieler tausend Seelen den tölpischen Eseln unter die Füße zu stürzen."[46].

Unter Berufung auf den Jesuiten Adam Contzen, den streitbaren Polemiker und hervorragenden Sprachkenner, schreibt Happel weiter: „Was in

die Rübe der Gelehrten und Ungelehrten gegeben wird, ist kein Zeugnis der Geschicklichkeit, sondern ein unnütz Gepränge müßiger und stolzer Leute. Er (Contzen – S. W.) hat auch gesehen Magistros in Logik und Philosophie, die nicht den Unterschied verstanden zwischen den drei Figuren der Syllogismen. Es unterläßt auch nicht Italien ..., uns täglich Bullen- und Briefdoktoren herauszusenden, die kaum sich besinnen können, in welcher Fakultät sie promoviert. ... Ob aber auch zu Doktoren der heiligen Schrift gemacht werden diejenigen, welche in akademischer Jugend, in Fressen, Saufen, Schlemmen, Larven, hoffärtigen und modischen Kleidungen, Federn, Waffen, Fluchen und sonsten Unflätereien sich tapfer gebraucht?[47]

In Würzburg wurde 1700 sub praeside des Jesuiten I. Zinck mit J. B. Dill als Respondent eine philosophisch-naturwissenschaftliche Dissertation verteidigt. Darin werden schon in der Antike verbreitete abergläubische Meinungen, z. B. vom bösen Blick, vom heilenden Blick eines Vogels, von der Wirkung verschiedener Steine auf den Menschen – wonach u. a. der Jaspis die Lebensgeister weckt, der Amethyst, auf den Nabel des Berauschten gelegt, die Dünste aus dem Kopfe zieht und die Trunkenheit verscheucht, der im Magen des Haushahns sich bildende lapis alectorius den, der ihn im Munde trägt, mutig und tapfer macht – ernstlich vorgetragen. Die Behauptungen, „daß 1041 im Grabe des von Turnus getöteten Pallas eine Lampe gefunden wurde, die bereits 1611 Jahre brannte ...; daß die unter Paul III. gefundene Grablampe von Ciceros Tochter Tulliola ebenfalls noch brannte u. a. m., werden als Belege für die Möglichkeit ewigen Feuers wiederholt. Ebenso ernsthaft wird der Bericht des Jesuiten Schott wiedergegeben: daß in Schottland, auf den Hebriden und in einigen Gegenden Indiens an den Bäumen Enten und andere Vogelarten wachsen, die wie Blätter hervorsprossen, dann wie Obst sich runden, endlich Vogelgestalt bekommen und an dem Schnabel gleich dem Stiele herabhängen, bis sie ganz ausgereift abfallen und davonfliegen. Auf die Auktorität des 'Apostels' hin wird ... gelehrt: im künftigen Leben werden 'wir Auserwählten alle' eine Größe von 4 Ellen = 6 Fuß haben, nicht mehr und nicht weniger, denn dies sei ... die Größe Christi gewesen."[48] Dies ist nur ein Beispiel für die Qualität der damaligen Dissertationen!

Der bereits erwähnte Göttinger Professor für Orientalistik, der Theologe J. D. Michaelis, ein scharfsinniger Kritiker der Universitätszustände seiner Zeit, meint dann: schreibt einer die Dissertation anonym als Auftragswerk,

so wird er sie höchstens „gut genug, d. i. mittelmäßig" machen. Würde er etwas Gutes zustande bringen, so würde er es auch unter eigenem Namen vorlegen. Der Autor einer Dissertation hat das Eigentumsrecht an seiner Arbeit: „ist sie gut, so hat er die Ehre, und ist sie schlecht, den Vorwurf davon. Hingegen der unbekannt bleibende Dissertations-Fabrikante hat für seine Ehre nichts zu fürchten und zu hoffen: er lebt davon, und desto theuerer läßt er sich bezahlen".[49] Es sei auch Pedanterei, den Wert einer Dissertation nach ihrer Bogenzahl zu messen. „Oft könnte man alles wichtige und lesenswürdige der Dissertation auf zwey oder drey Bogen bringen".[50] Man solle überhaupt den Doktortitel, sollte er weiter bestehen, nicht übermäßig verteilen. Jede Ablehnung würde seinen Wert erhöhen. Vor allem beim Doctor medicinae! Bei ihm geht es, in Gegensatz zu den anderen, um Leben und Tod. Deshalb sei es „ein Verbrechen gegen das menschliche Leben, wenn medizinische Facultäten ihn dem Unwürdigen geben. Dis Verbrechen verdient den ganzen Haß des Publici, das vielleicht durch schlechte Aerzte so viel Bürger langsam verliert, als eine alle funfzig Jahre einmahl kommende Pest wegraffen würde, und die medicinische Facultät, die sich deßen schuldig macht, seine ganze Verachtung".[51]

Schon Michaelis ist gegen eine Promotion in absentia, denn gerade dabei könne sich ein Untüchtiger die Dissertation gegen Bezahlung schreiben lassen. Und wohl auch noch heute gilt: „Es wird ... wol dabey bleiben, daß die Obern bey ihrem besten Willen nicht im Stande sind, eine Einrichtung zu machen, dadurch alle wissentlich unwürdige Promotionen gehindert, und die Vollkommenheit, die man wünschen könnte, erreicht wird, wenn die Professores nicht eben den Willen haben".[52]

Für den Zeitraum zwischen 1660 und 1750 sind in einem ersten Versuch[53] rund 10.000 philosophische Dissertationen bibliographiert worden; weitere 3.000 konnten erschlossen werden. In der überwiegenden Mehrzahl dürften sie kaum neues, vielmehr nur kompiliertes Material bieten. Untersuchungen dieser Literaturgattung stehen noch aus. Gerade ihre Massenhaftigkeit, die ihren eigentümlichen und einmaligen Quellencharakter ausmacht, fordert aber geradezu auf, sie als Quelle für unterschiedliche Fragestellungen zu nutzen. Untersuchungen über die Inhalte dieser Dissertationen – wie auch der der drei höheren Fakultäten – könnten Möglichkeiten eröffnen, die thematischen Schwerpunkte akademischer Lehre und ihres Wandels im Laufe des 18. Jhs. zu rekonstruieren, das Aufkommen und die

Verbreitung neuer Themen und Denkrichtungen auch hieran nachzuzeichnen. Es lohnte sich auch ein intensiver Vergleich von Arbeiten über die gängigen Standardthemen der Zeit, weil sie Aufschlüsse über die vorherrschende Lehrmeinung wie über die Meinungsunterschiede und die im Laufe des 18. Jhs. erfolgten Akzentverlagerungen im Wissens- und Autoritätenkanon bringen könnten. Die Untersuchungen gerade der philosophischen Dissertationen ermöglichen einen Einblick in das gelehrte Durchschnittswissen, den mentalitätsprägenden geistigen Besitz der Gebildeten. Diese Dissertationen sind zudem unentbehrliche rezeptionsgeschichtliche Zeugnisse. Eine wichtige Forschungsperspektive wäre auch die Untersuchung der Argumentationsweisen auf breiter Quellenkenntnis, etwa des Bedeutungsverlusts der Topik als heuristischer Findungshilfe seit Beginn des 18. Jhs. Schließlich ließe sich durch die Analyse dieser philosophischen Dissertationen für verschiedene Universitäten das Bildungsmilieu und ihr jeweiliger Wirkungsradius genauer als bisher bestimmen.

Die Streittheologie und die Schulphilosophie hatten seit Anfang des 18. Jhs. weitgehend ihre Geltung verloren. Damit war auch den Disputationen weitgehend Ziel und Voraussetzung entzogen. Jetzt galten die allgemein anerkannten Prinzipien der alten Schulphilosophie nicht mehr. Auf den Universitäten war die philosophia eclectica, unter welchem Titel J. J. Brucker in seiner „Geschichte der Philosophie" alle Versuche neuer Systembildung seit dem 17. Jh. begreift[54], herrschend geworden: es gab nicht einen allgemein anerkannten Bestand philosophischer Begriffe und Lehrsätze, wie ihn die älteren Universitäten im aristotelischen System besessen hatten.

Wenn sich auch im 18. Jh. die deutsche Sprache als Unterrichtssprache der Universitäten immer mehr durchgesetzt hat, so blieb das Lateinische doch für öffentliche Akte und Mitteilungen, Reden, Anschläge, für Disputationen sowie Promotionen noch in Geltung. Zum Teil bis zum 20. Jh.! Chr. Thomasius, der wohl erstmalig die deutsche Sprache als Unterrichtssprache an der Universität durchsetzte, promovierte selbst am 25.01.1672 mit der lateinischen Dissertation „De duplici maiestatis subiecto" cum laude zum Magister artium der Leipziger Universität. Die juristischen Fachvorlesungen hörte er dann bei den damaligen Leuchten der Frankfurter Universität, Johann Friedrich von Retz (Rhetius) – später Brandenburgischer Staatsminister – und S. Stryk. Unter Retz disputierte

Thomasius 1678 „pro licentia" und promovierte 1679 – beides an der Universität Frankfurt/Oder - mit der Dissertation „De iure circa frumentum" bei Stryk zum Doktor der Rechtswissenschaft.

Schon in dieser Zeit gelten bei Dissertationen allgemein verbindliche Bewertungen, sie werden auch heute noch zumeist lateinisch gebraucht. Man konnte – und kann – bei der Dissertation für seine Leistungen folgende Prädikate erhalten:

magna cum laude	(sehr gut): eine besonders anzuerkennende Leistung;
cum laude	(gut): überdurchschnittliche Leistung;
rite	(befriedigend): eine Leistung, die durchschnittlichen Anforderungen entspricht;
non sufficit	(nicht genügend): eine nicht mehr brauchbare Leistung.

Für besonders herausragende Leistungen konnte (und kann) auch das Prädikat „summa cum laude" (ausgezeichnet) vergeben werden.

Mit der Gründung der Universitäten Halle (1694) und Göttingen (1736), dann mit der Gründung der Universität Berlin (1810) gewinnt auch die Dissertation eine neue Qualität.

Fußnoten

1 Grundlage dieses Vortrags ist das Buch: Siegfried Wollgast: Zur Geschichte des Promotionswesens in Deutschland: Aspekte (im Druck).

2 Vgl. zum ff. generell: Heinrich Denifle: Die Entstehung der Universitäten des Mittelalters bis 1400, Berlin 1885 (Unveränd. photomechan. Nachdr. Graz 1956); Winfried Dotzauer: Deutsches Studium in Italien unter besonderer Berücksichtigung der Universität Bologna. Versuch einer vorläufigen zusammenstellenden Überschau, in: Geschichtliche Landeskunde, Wiesbaden 14 (1976) S. 84–130; Winfried Dotzauer: Deutsches Studium und deutsche Studenten an europäischen Hochschulen (Frankreich, Italien) und die nachfolgende Tätigkeit in Staat, Kirche und Territorium in Deutschland, in: Stadt und Universität im Mittelalter und in der frühen Neuzeit. 13. Arbeitstagung in Tübingen 8.–10.11.1974, hrsg. von Erich Maschke und Jürgen Sydow, Sigmaringen 1977, S. 112–141; Thomas Ellwein: Die deutsche Universität vom Mittelalter bis zur Gegenwart. 2. verb. und erg. Aufl., Frankfurt am Main 1992; Franz Eulenburg: Die Frequenz der deutschen Universitäten von ihrer Gründung bis zur Gegenwart. Fotomechan. Nachdr. d. Ausgabe von 1904. Mit einem Nachw. von Elisabeth Lea und Gerald Wiemers, Berlin 1994; Geschichte der deutschen Universitäten und Hochschulen. Ein Überblick. Teil 1: Darstellung. Verfaßt von einem Autorenkollektiv unter Vorsitz von ... Max Steinmetz, Berlin 1971; Georg Kaufmann: Zur

Geschichte der academischen Grade und Disputationen, in: Centralblatt für Bibliothekswesen, Leipzig 11 (1894) S. 201–225; Georg Kaufmann: Geschichte der deutschen Universitäten. Bd. II: Entstehung und Entwicklung der deutschen Universitäten bis zum Ausgang des Mittelalters, Stuttgart 1896 (Reprint Graz 1958); Friedrich Paulsen: Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart. Mit besonderer Berücksichtigung auf den klassischen Unterricht, 3. erweit. Aufl., Bd. 1, Leipzig 1919; Bd. 2, Berlin – Leipzig 1921; Otto Rühle: Idee und Gestalt der deutschen Universität. Tradition und Aufgabe, Berlin 1966; Johann Christian Itter: De honoribus Sive Gradibus Academicis Liber, Ea ratione atque instituto scriptus, ut non Jurisprudentias tantum, sed aliarum etiam disciplinarum Cultoribus usui esse queat. Editio nova ... Frankfurt/Main MDCXCIIX.

3 Vgl. Gerhard Bengeser: Doktorpromotion in Deutschland, Würzburg 1964, S. 16.

4 Jürgen Arndt: Zur Entwicklung des kaiserlichen Hofpfalzgrafenamtes von 1355–1806, in: Hofpfalzgrafen-Register, hrsg. vom HEROLD Verein für Heraldik, Genealogie und verwandte Wissenschaften zu Berlin, bearb. von Jürgen Arndt, Berlin, Bd. 1, Neustadt a.d. Aisch 1964, S. XIV. Vgl. Eberhard Dobler: Das kaiserliche Hofpfalzgrafenamt und der Briefadel im alten Deutschen Reich vor 1806 in rechtshistorischer und soziologischer Sicht. Jur. Diss. Freiburg i. Br. 1950 (Masch. Schr.); Alfred von Wretschko: Die Verleihung gelehrter Grade durch den Kaiser seit Karl IV., in: Festschrift Heinrich Brunner zum siebzigsten Geburtstag dargebracht von Schülern und Verehrern, Weimar 1910, S. 689–735; Ulrich Marbach: Triginta positiones iur. – de doctore iuris bullato. Def. Johann Adolph Bachmann, aut. Argentoratum 1695.

5 Wolfgang Müller: Fünfhundert Jahre theologische Promotion an der Universität Freiburg i. Br., Freiburg im Breisgau 1957 (Beiträge zur Freiburger Wissenschafts- und Universitätsgeschichte, H. 19), S. 13.

6 Ebd., S. 21.

7 Vgl. ebd., S. 19–22.

8 Vgl. zur medizinischen Dissertation: Hermann Peters: Der Arzt und die Heilkunst in der deutschen Vergangenheit, 2. Aufl., Jena 1924; Ernst Theodor Nauck: Die Doktorpromotionen der medizinischen Fakultät Freiburg i. Br., Freiburg im Breisgau 1958 (Beiträge zur Freiburger Wissenschafts- und Universitätsgeschichte, H. 20); Elisabeth Schmöger: Die Geschichte des Doktorgrades, insbesondere des Doktors der Medizin, in: Zeitschrift für ärztliche Fortbildung, Jena 65 (1971) H. 23, S. 1262–1266.

9 Kaufmann: Geschichte der deutschen Universitäten, Bd. II (wie Anm. 2), S. 317.

10 Ebd., S. 321–323.

11 Ludwig Ernst Borowski: Darstellung des Lebens und Charakters Immanuel Kants. Von Kant selbst genau revidiert und berichtigt, in: Immanuel Kant: Sein Leben in Darstellungen von Zeitgenossen. Die Biographien von L.E. Borowski, R.B. Jachmann und A. Ch. Wasianski, hrsg. von Felix Groß, Berlin o.J., S. 57.

12 Vgl. Karl Bräuer (Hrsg.): Studien zur Geschichte der Lebenshaltung in Frankfurt a. M. während des 17. und 18. Jahrhunderts. Auf Grund des Nachlasses von Gottlieb Schnapper-Arndt hrsg., T. 1: Darstellung, Frankfurt/M. 1915, S. 222–233.

13 Lieselotte Constanze Eisenbart: Kleiderordnungen der deutschen Städte zwischen 1350 und 1700. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Bürgertums, Göttingen – Berlin – Frankfurt/M. 1962, S. 62f. Zu den Kleiderordnungen an den Universitäten vgl. auch: Johann Matthaeus Meyfart: Christliche Erinnerung Von der Auß den Evangelischen Hochen Schulen in Teutschlandt an manchem ort entwichenen ordnungen vnd Erbarn Sitten, vnd

bey dißen Elenden Zeiten eingeschlichenen Barbareyen vor etzlichen Jahren aufgesetzt, Schleißingen (Schleusingen) 1636.

14 Erich Trunz: Der deutsche Späthumanismus um 1600 als Standeskultur, in: Deutsche Barockforschung. Dokumentation einer Epoche, hrsg. von Richard Alewyn, 2. Aufl., Köln – Berlin/West 1966, S. 151.

15 Eulenburg: Die Frequenz der deutschen Universitäten von ihrer Gründung bis zur Gegenwart (wie Anm. 2), S. 123f.

16 Dotzauer: Deutsches Studium in Italien unter besonderer Berücksichtigung der Universität Bologna (wie Anm. 2), S. 107.

17 August Tholuck: Das akademische Leben des siebzehnten Jahrhunderts mit besonderer Beziehung auf die protestantisch-theologischen Fakultäten Deutschlands, nach handschriftlichen Quellen. Erste Abth.. Die akademischen Zustände, Halle 1853, S. 48.

18 Gertrud Schubart-Fikentscher: Christian Thomasius. Seine Bedeutung als Hochschullehrer am Beginn der deutschen Aufklärung, Berlin 1977 (Sitzungsberichte d. Sächsischen Akademie d. Wissenschaften zu Leipzig, Phil.-hist. Klasse, Bd. 119, H. 4) S. 34.

19 Christoph Besold: Thesaurus practicus,. Continens explicationem terminorum atque Clausularum in Aulis & Dicasteriis usitatarum, Tübingen 1629, S. 202.

20 Vgl. Ewald Horn: Die Disputationen und Promotionen an den Deutschen Universitäten vornehmlich seit dem 16. Jahrhundert. Mit einem Anhang enthaltend ein Verzeichnis aller ehemaligen und gegenwärtigen deutschen Universitäten, Leipzig 1893 (Beihefte zum Centralblatt für Bibliothekswesen, XI). Vgl. weiter: Ferdinand Eichler: Die Autorschaft der akademischen Disputationen, I. Teil, in: Beiträge zur Kenntnis des Schrift-, Buch- und Bibliothekswesens, hrsg. von Karl Dziatzko, III, Leipzig 1896 (Reprint Nendeln/Liechtenstein - Wiesbaden 1968), S. 24–37; Ferdinand Eichler: Die Autorschaft der akademischen Disputationen, II. Teil, in: Beiträge zur Kenntnis des Schrift-, Buch- und Bibliothekswesens, hrsg. von Karl Dziatzko, IV, Leipzig 1898 (Reprint Nendeln/Liechtenstein – Wiesbaden 1968), S. 1–40; Anton Kern: Die Promotionsschriften der Jesuiten-Universitäten in der Zeit des Barocks. Eine bibliothekarische Studie, in: Festschrift Julius Franz Schütz, hrsg. von Berthold Sutter, Graz – Köln 1954, S. 38–47.

21 Ebd., S. 51.

22 Vgl. Thomas Lansius: Commentatio Historico-Politico-Juridica de Academiis. Ob argumenti praestantiam ac doctrinae ubertatem secundum edita, atque indice questionum aucta, Helmstedt 1666; Felix Platter: Tagebuchblätter aus dem Jugendleben eines deutschen Arztes des 16. Jahrhunderts, hrsg. von Horst Kohl, Leipzig 1913 (Voigtländer's Quellenbücher, Bd. 59), S. 135f.; Juan Luis Vives: De causis corruptarum artium Liber Primus, in: Joannis Ludovici Viuis Valentini: De Disciplinis Libri XX. in tres Tomos distincti, quorum ordinem uersa pagella indicabit, Coloniae MDXXXVI, p. 65.

23 Vgl. Johann Balthasar Schuppe: Der unterrichtete Student. Oder: Ein academischer Discurs zwischen zweyen Freunden, Seladon und Damon, in: Johann Balthasar Schuppen ... sämtliche Lehrreiche Schrifften / In sieben und viertzig Tractätlein bestehende / deren sich beydes Geistlich= als Weltliche auch Hauß= Standes Persohnen / so wohl Junge als alte nützlich gebrauchen können, P. II / Franckfurt am Mayn MDCCI, p. 366–409. Ähnlich: Johann Benedikt Carpzov: Ein feiner Student / ... Bey Ansehnlicher Leichbestattung Des weiland Ehrenvesten / Vorachtbarn und Wohlgelahrten Herrn Nicolai Feiners / Beyder Rechten Studiosi, Welcher Auf der Universität zu Leipzig im 19. jahr seines alters / den 28. Decembris Anno 1674. diese welt gesegnet / und den 27. Januarii Anno 1675. in der Academischen Kirchen zu S. Pauli daselbst in sein ruhe kämmerlein gebracht worden / In

damaliger Leichenpredigt abgebildet / und auf begehren zum Druck überlassen. Zum andern mahl gedruckt in Leipzig (o.J.), S. 31f.

24 Zit. nach Horn: Die Disputationen und Promotionen an den Deutschen Universitäten (wie Anm. 20), S. 90.

25 Vgl. Otto Clemen: Beiträge zur sächsischen Reformationsgeschichte III: Der Leipziger Pfarrprediger Johannes Koß, in: Archiv für Reformationsgeschichte, Leipzig 3 (1905/06), S. 176–178; Zitat nach: Akten und Briefe zur Kirchenpolitik Herzogs Georg von Sachsen, hrsg. von Felician Gess, Bd. 2: 1525–1527, Leipzig 1917, S. 836f. (Nr. 1509), S. 840f. (Nr. 1514). Den Hinweis auf diese Passage verdanke ich Adolf Laube.

26 Meyfart: Christliche Erinnerung Von der Auß den Evangelischen Hochen Schulen in Teutschlandt an manchem ort entwichenen ordnungen (wie Anm. 13), S. 274, S. 143–161.

27 Vgl. Erich Seeberg: Gottfried Arnold – die Wissenschaft und die Mystik seiner Zeit. Studien zur Historiographie und zur Mystik, Meerane i. Sa. 1923, S. 191.

28 Walter Dietze: Quirinus Kuhlmann. Ketzer und Poet. Versuch einer monographischen Darstellung von Leben und Werk, Berlin 1963 (Neue Beiträge zur Literaturwissenschaft, Bd. 17), S. 130.

29 Christian Thomasius: Lustiger und Ernsthaffter Monats-Gespräche Anderer Theil / in sich begreiffend Die sechs letzten Monate des 1688. Jahrs, Halle 1688, S. 659.

30 Zit. nach Horn: Die Disputationen und Promotionen an den Deutschen Universitäten (wie Anm. 20), S. 92: „Schon vor einiger Zeit hat man die Erfahrung gemacht, daß die allzu leichtfertige und unterschiedslose Verleihung akademischer Grade der Kirche nichts einbringt als theologische Heuchler und Wölfe, dem Staat juristische Despoten und Löwen, der Familie medizinische Mörder und Drachen, der Schule philosophische Prügelpädagogen und Esel." (Übersetzung: Wolfgang Kirsch).

31 Christian Thomasius: Quaestionum promiscuarum, Historico-Philosophico-Juridicarum, In Academia Fridericiana ... publice ventilatarum, maximam partem Paradoxarum DODECAS, Halae Magdeburgicae MDCXCIII, b2. „Unser Ehrgeiz ist es, was uns dazu bewegt, einerseits Nachsicht zu üben gegenüber den Unverschämtheiten junger Leute, die ihren Ruhm häufig in Gemeinheiten suchen. Sie wollen betrogen sein, also sollen sie betrogen werden. Es genügt, daß unser Ruhm durch diese so blendend ausgearbeiteten Disputationen gemehrt wird. Unsere Habgier ist es, was uns treibt, junge Leute ... aufzufordern, sich zu prostituieren. Auf diese Weise nehmen wir Geld ein und schicken häufig Dummköpfe aufs untere Katheder. Unser Unverstand ist es, was uns bisweilen hindert, die eigentlichen Schandflecken der Studenten entweder wahrzunehmen oder beseitigen zu können." (Übersetzung Wolfgang Kirsch).

32 Horn: Die Disputationen und Promotionen an den Deutschen Universitäten (wie Anm. 20), S. 101.

33 Briefe von Dunkelmännern. Mit einer Einleitung von Wolfgang Hecht, Berlin 1964, S. 35–38, 286f.

34 Vgl. zum ff. Horn: Die Dissertationen und Promotionen an den Deutschen Universitäten (wie Anm. 20), S. 115–118; Georg Erler: Leipziger Magisterschmäuse im 16., 17. und 18. Jahrhundert (1567–1709), Leipzig 1905; Willehad Paul Eckert: Kleine Geschichte der Universität Köln, Köln 1961, S. 46; Tholuck: Das akademische Leben des siebzehnten Jahrhunderts (wie Anm. 17), S. 298.

35 Zit. ebd., S. 116: „Zunächst denn hab ich euch ... auf dieses Katheder geführt, damit ihr nämlich versteht, daß euch von nun an die Macht zu lehren und zu disputieren bereits öffentlich verliehen ist ... dazu bedürft ihr der Bücher als Hilfsmittel ... Zu diesem Zwecke

werde ich die in eure Richtung gelegten Bücher öffnen, auf daß ihr wißt, daß ihr noch immer Tag für Tag lernen und eure Brust mit verschiedensten Lehren erfüllen müßt ... ich schließe diese Bücher, auf daß euch bewußt werde, daß ihr häufig sogar ohne diese Lehrmeister respondieren und über eure Lehren Rechenschaft ablegen müßt. Jetzt setze ich euch diesen Hut (pilus) auf – Zeichen nicht nur der Freiheit, sondern auch des Priestertums. Ihr seid zu Priestern der Weisheit geworden ... Schließlich schmücke ich eure Finger mit einem Ring und vermähle euch damit der heiligen Weisheit (Sophia) und dem Stand der Weisen" (Übersetzung: Wolfgang Kirsch).

36 Corpus Ivris Canonici emendatvm et notis illvstratvm ...., Lvgdvni MDCXIV, p. 246 (Clementinarvm liber quintus, T. I, c 2).

37 Tholuck: Das akademische Leben des siebzehnten Jahrhunderts (wie Anm. 17), S. 299f.

38 Ebd., S. 301. Vgl. Schuppe: Der unterrichtete Student (wie Anm. 23), S. 394. Eberhard Werner Happel: Der akademische Roman, Ulm 1690 (Neuedition Bern – Stuttgart – Wien 1962).

39 Heinrich Hermelink/Siegfried Joachim August Kaehler: Die Philipps-Universität zu Marburg 1527–1927. Fünf Kapitel aus ihrer Geschichte, Marburg 1927, S. 165.

40 Edmund Merkel: Die Doktorpromotionen der Juristischen Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität im Breisgau, Freiburg – München 1976 (Beiträge zur Freiburger Wissenschafts- und Universitätsgeschichte, H. 38). Zugleich Jur. Diss. der Universität Freiburg i. Br. 1975, S. 22.

41 Vgl. Johann David Michaelis: Raisonnement über die protestantischen Universitäten in Deutschland: Vierter und letzter Theil, Frankfurt und Leipzig 1776, S. 15.

42 Gertrud Schubart-Fikentscher: Untersuchungen zur Autorschaft von Dissertationen im Zeitalter der Aufklärung, Berlin 1970 (Sitzungsber. d. Sächsischen Akad. d. Wissenschaften zu Leipzig, Phil.-hist. Klasse, Bd. 114, H. 5) S. 12f.

43 Michaelis, Raisonnement über die protestantischen Universitäten in Deutschland, T. 4 (wie Anm. 41), S. 14.

44 Ebd., S. 17, S. 79.

45 Happel: Der akademische Roman (wie Anm. 38), S. 102.

46 Ebd., S. 103–106.

47 Ebd., S. 107.

48 Sebastian Merkle: Die katholische Beurteilung des Aufklärungszeitalters, in: Sebastian Merkle: Ausgewählte Reden und Aufsätze, hrsg. von Theobald Freudenhammer, Würzburg 1965 (Quellen und Forschungen zur Geschichte des Bistums und Hochstifts Würzburg, 17), S. 368. Nach: Positiones ex universa philosophia Aristotelis tum contemplativa tum politica, quas in Alma ac Celeberrima Herbipolensium Universitate pro suprema Doctoratus philosophici laurea praeside R. P. Ignatio Zinck e Soc. Jesu AA. LL. & Philos. Magistro ejusdemque in praedicta Universitate Professore publice defendendas suscepit D. Ioannes Bernardus Dill Herbipolensis AA. LL. & Philos. Baccal., Reverendiss. et Celsiss. Principis in Seminario S. Kiliani Alumnus, Metaph. & Ethic. Auditor. Horis post meridiem consuetis Die ... Maij, Anno 1700, Herbipoli ... (4 Bll. 208 S. 80), S. 85f., S. 97ff., S. 138.

49 Michaelis: Raisonnement über die protestantischen Universitäten in Deutschland, T. 4 (wie Anm. 41), S. 23f.

50 Ebd., S. 28.

51 Ebd., S. 117.

52 Ebd., S. 135.

53 Hanspeter Marti: Philosophische Dissertationen deutscher Universitäten 1600–1750. Eine

Auswahlbibliographie. Unter Mitarb. von Karin Marti, München – New York – London – Paris 1982.

54 Vgl. Johann Jakob Brucker: Historia critica Philosophiae a tempore resvsciatarvm in occidente litterarvm ad nostra tempora. Tomi IV. Pars altera, Lipsiae MDCCXLIV. Michael Albrecht: Eklektik. Eine Begriffsgeschichte mit Hinweisen auf die Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte, Stuttgart – Bad Cannstatt 1994 (Quaestiones. Themen und Gestalten der Philosophie, 5).

Conrad Grau

Akademie – Stadt – Wissenschaft*

Vor 185 Jahren, im Statut der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin von 1812, wurde festgelegt, jährlich einen Leibniz-Tag zum Gedenken „des ersten Präsidenten der ersten größtentheils nach seinem Plan eingerichteten hiesigen Societät der Wissenschaften" zu veranstalten. Vor 90 Jahren wurde 1907 nach längeren Vorbereitungen von derselben Akademie zum ersten Mal die Leibniz-Medaille verliehen. Die Akademien der Wissenschaften in Berlin, die seit 1946 aus der Preußischen hervorgegangen sind, haben diese Tradition weitergeführt. Als sich 1993 Mitglieder der Gelehrtensozietät der Akademie der Wissenschaften der DDR im Bewußtsein ihrer Einbindung in die Berliner Akademiegeschichte als Leibniz-Sozietät konstituierten, haben sie sich entschlossen, weiterhin jährlich einen Leibniz-Tag durchzuführen. Er ist wie seit 185 Jahren der Berichterstattung über die im Vorjahr geleistete Arbeit gewidmet, und auf ihm werden – ebenfalls traditionsgemäß – wissenschaftliche Probleme behandelt.

Heute, am 3. Juli 1997, wählte die Sozietät das Thema „Leibniz' Gelehrtensozietät in der Mitte Berlins". Sie knüpft damit an die Tatsache an, daß sich der erste Sitz der 1700 gegründeten Kurfürstlich Brandenburgischen Sozietät der Wissenschaften auf dem Areal befand, das heute von der Staatsbibliothek und der Universitätsbibliothek eingenommen wird. Ein kurzer Blick soll daher hier einleitend auf das Verhältnis „Akademie – Stadt – Wissenschaft" gerichtet werden, ohne den geringsten Anspruch auf erschöpfende Behandlung zu erheben.

Die Institution, die wir der Einfachheit halber oft als Berliner Akademie bezeichnen, hatte bei ihrer Gründung geographisch wenig mit dem damaligen Berlin zu tun, also mit dem Gebiet um die Nikolai- und die Marienkirche. Die Kurfürstlich Brandenburgische Sozietät der Wissenschaften

* Festvortrag auf dem Leibniz-Tag der Leibniz-Sozietät am 3. Juli 1997

wurde in Hannover gezeugt, im Schloß zu Cölln an der Spree geboren, und ihre Wiege stand in der Neu- oder Dorotheenstadt. Das ist die Stelle Unter den Linden, an der wir uns heute befinden. Hier erhob sich um 1700 der kurfürstlich-brandenburgische, später der königlich-preußische Marstall. Gleichsam Untermieter wurden 1696 die Akademie der Künste und 1700 die Sozietät der Wissenschaften, für die bis 1709 die Sternwarte hier gebaut wurde. Mulis et Musis wäre der Standort gewidmet, sagten die Zeitgenossen. Von einer Bibliothek, außer der werdenden der Sozietät, konnte noch keine Rede sein.

Die Bibliothek, als deren Gäste wir uns heute zum Leibniz-Tag versammelt haben, und über deren Leiter als Akademiemitglieder wir anschließend einen Vortrag hören werden, ist ursprünglich – wie auch die Sozietät – eher mit Cölln verbunden. Dort befand sich seit 1658 ihr erstes Domizil im Schloß der Hohenzollern, wo auch die Geburtsurkunde der Sozietät ausgefertigt wurde. In den folgenden Jahrhunderten ist die Bibliothek räumlich ihrem heutigen Standort und damit – wenn man so will – der Akademie immer näher gerückt, zunächst am Ende des 18. Jahrhunderts in die sogenannte Kommode am Forum Fridericianum am heutigen Bebel-Platz und dann 1914 an diesen Ort in den Neubau, der auch die Universitätsbibliothek und erneut die Akademie aufnahm.

Das Geviert, das von den Straßen Unter den Linden und Dorotheenstraße, Charlotten- und Universitätsstraße gebildet wird, ist folglich seit 297 Jahren mit dem Wirken der Sozietät/Akademie und seit 83 Jahren mit dem dieser Bibliothek verbunden. Die ab 1903 vorübergehend ausgelagerte Preußische Akademie kehrte 1914 an ihren Ursprungsort zurück – nun in das Gebäude der Königlichen Bibliothek, heute Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz. Natürlich war es ein historischer Zufall, daß sich das Ausweichquartier der Akademie zu Beginn unseres Jahrhunderts in der Potsdamer Straße befand, in der dann in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts ein zweites Gebäude der Staatsbibliothek errichtet wurde. Aber das hat schon mit der Dislozierung von Wissenschaftsinstitutionen aus der alten Mitte der Stadt zu tun.

Das Thema des heutigen Leibniz-Tages – „Leibniz' Gelehrtensozietät in der Mitte Berlins" – möchte ich nicht zuerst geographisch interpretieren, sondern eher metaphorisch, im Sinne eines geistigen Zentrums, allerdings auch insofern konkret, als die Herausbildung der Wissenschaftsstadt Berlin

seit drei Jahrhunderten in vielfältiger Form mit der Geschichte und den Geschicken der hier angesiedelten Akademie verbunden ist. Akademie und Stadt waren in diesem Zeitraum ebenso wie die Wissenschaft eingreifendsten Veränderungsprozessen unterworfen. Einige dieser Tendenzen im Verhältnis „Akademie – Stadt – Wissenschaft" anzudeuten, habe ich mir vorgenommen. Versuchen wir zunächst, in großen Umrissen die Stadt ins Blickfeld zu rücken.

Die mittelalterliche Doppelstadt Berlin-Cölln wurde 1709 durch den Zusammenschluß mit den im 17. Jahrhundert entstandenen und zunächst selbständigen Städten Friedrichswerder, Dorotheen- oder Neustadt und Friedrichstadt zur königlichen Residenzstadt Berlin. Mehr als 200 Jahre, bis 1920, dauerte es, bis die heutige Ausdehnung der einstigen Fünfstadt Berlin erreicht wurde, vorübergehend überlagert durch die uns allen bewußte Teilung während mehrerer Dezennien in unserem Jahrhundert. Wo war die Mitte im 18., 19. und 20. Jahrhundert? Wo war sie in der neuzeitlichen Doppelstadt Berlin – Ost und West? Ich bin sicher: Die jeweiligen Zeitgenossen würden diese Fragen wohl unterschiedlich beantworten.

Immerhin wurden 1920 mit Berlin, das sich schon durch periodische Eingemeindungen seit dem 18. Jahrhundert ständig vergrößert hatte, allein sieben Städte – von anderen Gemeinden nicht zu reden – zusammengeschlossen, die alle ihre eigene Geschichte hatten und auch eine jeweilige Mitte. Es handelte sich um Charlottenburg und Köpenick, Spandau und Lichtenberg, Schöneberg, Wilmersdorf und Neukölln. Die Bevölkerungszahl Berlins verdoppelte sich damit 1920 auf fast vier Millionen. Welche Folgen hatte die vorübergehende Teilung mit der Ost-Mitte und der West-City?

Die territoriale Ausdehnung der Stadt während der letzten drei Jahrhunderte, die Berlin nicht von anderen Großstädten im In- und Ausland unterscheidet, kann eine wichtige Tatsache nicht verdecken: Die historischen Wurzeln der Wissenschaftsstadt Berlin liegen in dem Gebiet, das heute den Stadtbezirk Mitte bildet. Von ihm ausgehend wurden in gleichsam konzentrischen Kreisen Wissenschaftsinstitutionen eingerichtet, die noch die heutige Wissenschaftslandschaft gestalten und teilweise über das heutige Stadtgebiet Berlins hinausgreifen. Diesem Wandel nachzugehen, die Ausstrahlung der Mitte zu beobachten und auf diese Weise den Kreislauf der Wissenschaft in einigen Berliner Verästelungen zu veranschaulichen – das alles hat einen eigenartigen Reiz.

Die Anfänge der Wissenschaftsstadt Berlin um 1700 ließen die Zukunft allenfalls erahnen. Bibliothek, Kunstakademie, Sozietät und einige Gymnasien – darunter als die bedeutendsten das Berlinische zum Grauen Kloster, das Joachimsthalsche und das Collège Français – waren damals die Wissenschaftsinstitutionen der noch fünfgeteilten Stadt. Deren Bedeutung war, verglichen etwa mit der Ausstrahlungskraft von Paris und London, aber auch deutscher, italienischer und niederländischer Universitätsstädte, durchaus regional begrenzt. Noch war nicht ausgemacht, welche Stellung Berlin in der Wissenschaft einmal gewinnen würde. Letztlich entschied darüber auch die Entwicklung Brandenburg-Preußens in den Auseinandersetzungen mit anderen deutschen Territorialstaaten, die sich in Berlin vielfach gebrochen widerspiegelte.

Fast gleichzeitig mit der Gründung der Sozietät und mit der Erhebung des brandenburgischen Kurfürsten zum König in Preußen im Jahre 1701 wurden die Kurfürsten von Sachsen und Hannover, damals wie Brandenburg aufstrebende und diesem teils gleichwertige, teils überlegene Staaten, Könige von Polen und Großbritannien. Die Wettiner und die Welfen wurden damit, anders als die Hohenzollern, die den Königstitel an eines ihrer eigenen Territorien banden, Erben von seit Jahrhunderten bestehenden Königsdynastien mit allen Folgen außenpolitischer Verwicklungen, die sogar noch durch konfessionelle Probleme überlagert waren und die bis ins nächsten Jahrhundert nachwirkten.

Im historischen Rückblick und sehr vereinfachend könnte man von einer Weichenstellung um 1700 sprechen, die schließlich den Aufstieg Preußens beförderte. Sachsen konnte die Union mit Polen von 1697 bis 1763 bewahren und verlor dann 1815 einen beachtlichen Teil seines Territoriums an Preußen. Die seit 1701 gesicherte hannoversch-großbritannische Personalunion bestand von 1714 bis 1837. Schließlich wurde Hannover 1866 im Zuge innerdeutscher Auseinandersetzungen eine preußische Provinz. Ein weiterer Gegenspieler der Hohenzollern, die Habsburger in Österreich, schaltete sich aufgrund innerer Entwicklungen, die u. a. noch im 18. Jahrhundert zum Verlust Schlesiens an Preußen sowie zur Südostausdehnung über Ungarn hinaus in südslawische Gebiete führten, am Ende selbst aus.

Vom Werden Preußens zur Vormacht im nördlichen Deutschland seit dem 18. Jahrhundert, das keineswegs so unaufhaltsam war, wie es borussische Legenden wollen, profitierte auch Berlin als Wissenschaftsstadt. Das

gilt umgekehrt für die Auflösung Preußens nach dem zweiten Weltkrieg, die natürlich ebenfalls Berlin tangierte. Doch genau in diese zwei Jahrhunderte von den ersten militärischen Erfolgen Friedrichs des Großen seit 1740 bis zur formalen Beseitigung des preußischen Staates 1947 durch die Alliierten fällt der immense Aufschwung der Wissenschaft in Berlin. Alle Initialzündungen dafür hatten ihren Ausgangspunkt in der heutigen Mitte der Stadt und sind mit der Akademie eng verknüpft. Ich kann hier nur einige wichtige Wendepunkte erwähnen.

Ein entscheidender Schritt war 1810 die Ergänzung des Duos Bibliothek einerseits und Wissenschafts- und Kunstakademie andererseits durch ein Tertium in Berlin: die Universität. Ihre Gründung betraf die Akademie der Wissenschaften in dreifacher Weise: Sie erhielt ihren Sitz im Nachbargebäude, dem Prinz-Heinrich-Palais; sie setzte in ihrer Medizinischen Fakultät das Wirken des seit 1724 mit der Sozietät verbundenen Collegium Medico-Chirurgicum einschließlich der Charité fort; sie stellte die Existenz der Akademie zeitweilig in Frage, übernahm aber schließlich *nur* deren Forschungseinrichtungen.

Die Koexistenz von Universität und Akademie, beide in der Mitte des damaligen Berlins gelegen, bestimmte seit dem 19. Jahrhundert die Wissenschaftslandschaft, zu der unverändert die Staatsbibliothek gehörte. Sozusagen zwischen den Hauptsitzen der Akademie und der Universität Unter den Linden und der Charité im nördlichen Randgebiet des damaligen Berlins entstanden allmählich die großen universitären Forschungseinrichtungen in der Ziegel-, der Bunsen- und der Invalidenstraße. Ich erinnere an die Institutsbauten für die Naturwissenschaften und die Rekonstruktion der Charité im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts. Die Friedrich-Wilhelms-Universität, 1828 nach dem gerade amtierenden Herrscher und nicht wie 1948 nach den Gründern Wilhelm und Alexander von Humboldt benannt, entwickelte sich zur führenden deutschen Lehr- und Forschungsstätte. Dieser Prozeß korrespondierte mit dem Aufstieg Berlins von der preußischen zur Reichshauptstadt. Ihr Ansehen verdankte die Berliner Universität einer Vielzahl herausragender Gelehrter, deren Namen auch als Akademiemitglieder in die Wissenschaftsgeschichte eingegangen sind. Sie hier auch nur in einer Auswahl zu nennen, hieße Eulen nach Athen zu tragen.

Bedeutende Universitätslehrer waren gleichzeitig Akademiemitglieder;

letztere durften schon allein dank ihrer Wahl auch ohne eine Berufung an die Universität dort lehren. Es entstand die bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts dauernde enge personelle Verflechtung von Universität und Akademie. Sie führte – wie auch in Göttingen, München und Leipzig – zu der durchaus charakteristischen Situation, daß in Berlin vielfach dieselben Persönlichkeiten der auch räumlich Unter den Linden benachbarten Einrichtungen zugleich über Berufungen an die Universität und über Wahlen in die Akademie entschieden. Der Charakter der Berliner Akademie als Gelehrtengesellschaft, die sie seit ihrer Gründung stets auch gewesen war, prägte sich seit dem 19. Jahrhundert nach der Universitätsgründung stärker aus. Forschungen betrieben ihre Mitglieder vor allem außerhalb der Akademie und seit 1815 in dieser nur auf ausgewählten Gebieten. Die seit diesem Zeitpunkt und zuletzt 1966/67 an der Preußischen und späteren Deutschen Akademie der Wissenschaften gebildeten Kommissionen und Unternehmen konzentrierten sich auf Editionsvorhaben mit den Schwerpunkten Altertumswissenschaften, Philologie und Preußische Geschichte. Als wichtige Kriterien für die Auswahl der Themen können genannt werden: erstens die Ergänzung der Forschungspalette anderer Einrichtungen, zweitens die Orientierung auf Projekte, die ein Einzelner zeitlich und wegen ihres Umfangs nicht bewältigen konnte und drittens das persönliche Engagement bestimmter Wissenschaftler. Diese Arbeitsorganisation der Akademie wurde neben den medizinischen und naturwissenschaftlichen Instituten sowie den geisteswissenschaftlichen Seminaren der Universität zu einer der Wurzeln der modernen Forschungsinstitute, die die Wissenschaftsorganisation heute bestimmen. Diese Problematik sollte mehr als bisher Gegenstand wissenschaftsgeschichtlicher Untersuchungen sein, weil sie hilft, gegenwärtige Entwicklungen besser zu verstehen.

Es war kein Zufall, daß seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert wiederum die Akademie in der Mitte Berlins zu einem der Ausgangspunkte für die Diskussion um die Neugestaltung der deutschen Forschungsorganisation wurde. Die Akademie hat seit 1900, so in den Jahren 1909 und 1910 sowie 1930, wichtige und weiterwirkende, allerdings auch ergebnislose Initiativen ergriffen mit dem Ziel, Forschungsinstitute zu erhalten. Darauf kann im Detail hier nicht eingegangen werden. Wenn man den Erfolg als das Kriterium für eine Aktion betrachtet, wäre in diesem Zusammenhang kein weiteres Wort zu verlieren. Eben das aber sollte man nicht tun. Die Pro-

blematik der außeruniversitären Forschung war damals höchst aktuell und drängte auf eine Lösung. Wenn die Akademie an den anstehenden Entscheidungen schließlich eher indirekt beteiligt war, so hatte das sowohl inner- als auch außerakademische Gründe. Zu ihnen gehörten die traditionellen Organisations- und Arbeitsformen der Akademie, die zudem die Einrichtung eines, wenn auch des inzwischen größten deutschen Bundesstaates Preußen war. Die Erfordernisse gesamtstaatlicher Forschungsarbeit im Deutschen Reich, die durch dieses und private Geldmittel – also Stiftungen – finanziert wurde, stießen auf die föderale Wissenschaftsorganisation mit den länderabhängigen Universitäten und Akademien. Auch der Berliner Akademie als einer preußischen Institution in der Reichshauptstadt waren damit Grenzen gezogen.

Gleichwohl stand die Akademie, mindestens im Hinblick auf das Mitwirken mehrerer ihrer Mitglieder, auch jetzt bei drei wichtigen Entscheidungen keineswegs im Abseits. Gemeint sind die Gründungen der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt 1887, der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft 1911 und der Deutschen Forschungsgemeinschaft 1920, letztere damals als Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft. Die bis in die Gegenwart reichende Geschichte dieser drei Institutionen und ihr Anteil an der Wissenschaftsentwicklung des letzten Jahrhunderts sind allgemein bekannt. Zwei Hinweise auf den Zusammenhang mit der Akademie müssen hier zur Erläuterung genügen. An allen Gründungen waren Akademiemitglieder aktiv und teilweise führend beteiligt: Werner von Siemens und Hermann von Helmholtz, Adolf von Harnack, Max Planck, Fritz Haber, Hermann Diels und viele andere. Noch weit größer ist die Zahl der Akademiemitglieder, die – wie in der Universität – nun gleichzeitig auch in den genannten neu entstandenen Einrichtungen gewirkt haben.

Mit der Entstehung der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt und der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft erreichte die Ansiedlung von Forschungsinstitutionen außerhalb der Mitte Berlins eine neue Qualität. Charlottenburg, damals noch selbständige Stadt und seit 1879 Sitz der auch aus Berliner Institutionen gespeisten Technischen Hochschule, und der Südwesten des heutigen Berlins mit dem Gebiet der Domäne Dahlem mit zahlreichen Kaiser-Wilhelm-Instituten wurden zu neuen Wissenschaftsstandorten, zu denen wenig später noch der Nordosten mit Buch trat. Da die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft ihre Zentrale im Berliner Schloß einrichtete,

wurden nunmehr drei wichtige deutsche Forschungsinstitutionen – die Preußische Akademie, die Berliner Universität und die KWG – von Berlin-Mitte aus geleitet. Man könnte auch von vier Einrichtungen sprechen, wenn man die Bibliothek hinzuzählte. Mit der Bibliothek aus dem 17., der Sozietät/Akademie aus dem 18., der Universität aus dem 19. und der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft aus dem 20. Jahrhundert haben vier Jahrhunderte von der Mitte Berlins aus die Wissenschaftslandschaft geprägt, in die erst seit der Mitte des 19. Jahrhunderts andere Teile des heutigen Berlins und teilweise auch Potsdam einbezogen wurden.

Es waren keine wissenschaftlichen, sondern politische Gründe, die dieses historisch gewachsene und auf die Berliner Mitte bezogene System in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts grundlegend veränderten. Die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft wanderte im zweiten Weltkrieg ab, konstituierte sich als Max-Planck-Gesellschaft in Göttingen und hat heute ihren Sitz in München. Aus den Beständen der Linden-Bibliothek, die in die westlichen Teile Deutschlands evakuiert worden waren, und aus Neuerwerbungen entstand die Bibliothek in der Potsdamer Straße. Damit hatte Berlin vorübergehend zwei Staatsbibliotheken, die, wenn auch weiterhin räumlich getrennt, inzwischen vereinigt sind. Zwei Universitäten, die Humboldt-Universität am alten Standort in Mitte und die Freie Universität in Dahlem, gibt es seit 1948. Beide bestehen bekanntlich fort. Die Akademie der Künste von 1696, untergegangen unter dem Nationalsozialismus und in den Wirren des zweiten Weltkriegs und der Folgezeit, erstand erneut in doppelter Gestalt in Ost- und in West-Berlin und hat ihre Einheit wiedergefunden. Wir waren gerade Zeugen ihrer 300-Jahr-Feier.

Schließlich die Wissenschaftsakademie. Nicht nur ihr Name änderte sich von Preußische über Deutsche in Akademie der Wissenschaften der DDR. Ihre Zentrale blieb in der Mitte Berlins, sie zog nur einige Straßen weiter von Unter den Linden in die Jäger-/Otto-Nuschke-Straße. Sie wurde zu einer Einrichtung mit Dutzenden Instituten, einem Teil davon in Berlin-Adlershof auf dem dortigen Gelände der ehemaligen Deutschen Versuchsanstalt für Luftfahrt (DVL). Seit 1946 wurden der Akademie bestehende Institute angegliedert und zahlreiche weitere gegründet, so in Buch, Potsdam und darüber hinaus in anderen Städten der DDR. Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, diese Entwicklung nachzuzeichnen und zu interpretieren. Ein Ausgangspunkt für Überlegungen in dieser Richtung sollte aber

immerhin sein, daß der Aufbau von Instituten an der Akademie seit 1946 von Berlin-Mitte ausging und wissenschaftsgeschichtlich auch an Konzepte des vorhergehenden halben Jahrhunderts in der Akademie selbst anknüpfen konnte.

Die Teilung der Stadt veränderte die Funktion der historischen Berliner Mitte, die zum Osten gehörte und vorübergehend Grenzbezirk war. In Berlin-West war, wenn man die Technische Hochschule/Universität in Charlottenburg, die Freie Universität in Dahlem und die Staatsbibliothek in der Potsdamer Straße ins Blickfeld rückt, hinsichtlich der Wissenschaftsstandorte eher eine Dezentralisierung zu beobachten. Die Forschungseinrichtungen, auch die in den Jahren der Teilung neu gegründeten, verteilten sich auf mehrere Stadtbezirke. In Berlin-Ost blieb zwar der komplexe Standort mit Bibliothek, Universität plus Instituten und Akademie auf engem Raum in Mitte erhalten, doch die Forschungsinstitute der Akademie befanden sich, soweit Berlin betroffen war, in ihrer überwiegenden Zahl nicht in Mitte, sondern in Adlershof, Buch und in der Prenzlauer Promenade, um nur die wichtigsten Standorte außerhalb von Mitte zu nennen. Unter anderen Vorzeichen vollzog sich also auch hier eine Dezentralisierung. Auffallend ist auf jeden Fall für Ost- und für West-Berlin, daß beispielsweise in Adlershof und Buch, in Charlottenburg und Dahlem an Entwicklungen angeknüpft werden konnte, deren Anfänge weit in die Jahrzehnte vor 1945 zurückreichen und die letztlich immer wieder in die Berliner Mitte führen.

Fast vierzig Jahre nach einer Universität hat der Westteil Berlins 1987 nach jahrelangen Vorbereitungen eine Akademie der Wissenschaften erhalten, nachdem bereits 1973 die interdisziplinäre „Berliner Wissenschaftliche Gesellschaft" gegründet worden war. Berlin hatte damit kurzzeitig zwei Akademien, wie schon einmal von 1744 bis 1746, als es neben der Sozietät der Wissenschaften die Société Littéraire gab. Beide wurden seinerzeit gleichberechtigt vereinigt. Die Berliner Wissenschaftsakademien des 20. Jahrhunderts wurden hingegen nach der Wiedervereinigung Berlins zu „Opfern", allerdings aus unterschiedlichen Gründen und mit sehr gravierenden unterschiedlichen Folgen für die Betroffenen. Auch diese Problematik soll nicht Gegenstand meiner heutigen Erörterungen sein. Ich konzentriere mich auf die Konstatierung der Ergebnisse. Die Auflösung beider Akademien in Ost und West, verknüpft mit dem Verlust aller Rechte ihrer

Mitglieder, mündete auf recht verschlungenen Wegen in die Gründung der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Sie hat ihren Sitz in der Mitte Berlins und versteht sich als neukonstituierte Folgeeinrichtung der Preußischen Akademie mit einem neu gewählten Mitgliederbestand, überwiegend aus dem Westen. Die Institute der Akademie der Wissenschaften der DDR, nicht nur die in Berlin, wurden aufgelöst, „abgewickelt", wobei Teile von einigen mit erheblich verringerter Mitarbeiterzahl ohne Rechtsnachfolge unter neuen Namen und neuer Zuordnung ohne Akademiebindung ihre Forschungsarbeiten fortsetzen können. Intensive Forschungen werden notwendig sein, um die längerfristigen Wirkungen dieses Umbruchs und der Ausdehnung der Forschungsorganisation der alten Bundesrepublik auf Ostdeutschland unabhängig von der noch immer eher politisch als wissenschaftlich dominierten Diskussion über diese Problematik abschätzen zu können.

Die Wissenschaftsakademie in Berlin hat seit ihrer Gründung 1700 durch Gottfried Wilhelm Leibniz, damals noch außerhalb des eigentlichen Berlins, als dann doch Berliner Einrichtung manche Wandlungen erlebt. Dazu zählen ihre Reformen unter Friedrich dem Großen in der Mitte des 18. Jahrhunderts, ihre Umgestaltung im Geiste der Brüder Alexander und Wilhelm von Humboldt zu Beginn des 19. Jahrhunderts im Umfeld der Universitätsgründung, die veränderte Stellung seit dem Anfang des 20. Jahrhunderts mit der Gründung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, die staatlichen Eingriffe des Nationalsozialismus in ihre Arbeit seit den dreißiger Jahren, die Wiedereröffnung 1946, die Akademiereform der ausgehenden sechziger Jahre, die Gründung der Westberliner Akademie 1987 und schließlich beider Auflösung nach den Ereignissen von 1989. Niemals in diesen fast 300 Jahren war bis auf wenige Ausnahmen, die also Einzelfälle blieben, der gesamte Mitgliederbestand in Frage gestellt. Soweit ich die Geschichte der Akademien der Wissenschaften überblicke, kann ich feststellen: Es gab Akademien, die aus unterschiedlichen Gründen, oft politisch-geographischer Art, ihre Tätigkeit einstellten. Es gab die gesetzlichen Auflösungen der Akademien in Paris während der Französischen Revolution und der Westberliner Akademie. Es gab aber meines Wissens keinen Fall, daß eine Gelehrtensozietät wie die der Akademie der Wissenschaften der DDR ohne Beachtung verbindlicher Vereinbarungen im Einigungsvertrag von 1990 auf dem Verwaltungswege aufgelöst wurde, indem die

Mitgliedschaft aller in- und ausländischen Wissenschaftler ohne jede individuelle Prüfung ersatzlos gestrichen wurde, wie es den Ordentlichen, Korrespondierenden und Auswärtigen Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften der DDR geschah.

1993 hat ein Teil der Mitglieder der Akademie der Wissenschaften der DDR die Leibniz-Sozietät als einen Verein gegründet, der laut Statut „aus der Gelehrtensozietät der Akademie der Wissenschaften hervorgegangen ist". Seither wurden zahlreiche weitere ausgewiesene Wissenschaftler als Mitglieder aufgenommen. Die Leibniz-Sozietät ist durch ihre Herkunft und durch den Ort ihrer wissenschaftlichen Veranstaltungen in der Mitte Berlins verankert. Sie führt die Tradition des Leibniz-Tages fort. Wenn sie diesen Tag 1997 im Gebäude der Bibliothek veranstaltet, die 41 Jahre älter ist als die Akademie und deren bedeutende Leiter Akademiemitglieder waren, ist das nicht zuletzt auch eine Folge der Entwicklungen, die sich seit 1700, von diesem Ort ausgehend, vollzogen haben.

Ausführlichere Informationen und Hinweise auf weitere Literatur bieten (Auswahl):

Laitko, Hubert (Hrsg.): Wissenschaft in Berlin. Von den Anfängen bis zum Neubeginn nach 1945, Berlin 1987

Buddensieg, Tilmann, Kurt Düwell, Klaus-Jürgen Sembach (Hrsg.): Wissenschaft in Berlin. Bd. 1: Objekte, Bd. 2: Disziplinen, Bd. 3: Gedanken, Berlin 1987

Brocke, Bernhard vom, Hubert Laitko (Hrsg.): Die Kaiser-Wilhelm-/Max-Planck-Gesellschaft und ihre Institute. Studien zu ihrer Geschichte: Das Harnack-Prinzip, Berlin, New York 1996

Grau, Conrad: Die Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Eine deutsche Gelehrtengesellschaft in drei Jahrhunderten, Heidelberg, Berlin, Oxford 1993

Friedhilde Krause

Von Mathurin Veyssière de La Croze bis Adolf von Harnack: Mitglieder der Gelehrtensozietät als Leiter der Bibliothek*

In der langen Geschichte der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, wie diese Institution heute mit ihrem siebten Namen recht unzutreffend heißt, bedeutet es ein Ruhmesblatt, daß nahezu hundert Jahre sehr namhafte Mitglieder der Gelehrtensozietät in Berlin mit ihr auf das engste verbunden waren. Adolf Harnack hat in seiner berühmten Akademiegeschichte die Verdienste dieser Akademiemit-glieder als Leiter der Königlichen Bibliothek zur Sprache gebracht.[1] Es handelt sich um Mathurin Veyssière de La Croze, Johann Erich Biester, Friedrich Wilken, Georg Heinrich Pertz und Richard Lepsius. Hinzufügen müssen wir den Namen von Adolf Harnack selbst, der 1905, also nach dem Erscheinen seiner Akademiegeschichte, die Leitung der Königlichen Bibliothek übernahm.

Es soll auf die Verdienste dieser Gelehrten um die Bibliothek eingegangen werden, die natürlich bei Harnack nicht im Mittelpunkt seiner Darstellung standen; sie haben aber in der Historiographie der Bibliothek immer eine Rolle gespielt.[2]

Im Sitzungszimmer der Generaldirektion sind die Porträts der genannten Gelehrten zu sehen[3]: La Croze in einer alten Kopie erheblich kleineren Formates nach dem 1725 entstandenen Original des Porträtisten und preußischen Hofmalers Antoine Pesne, das sich im Münzkabinett der Staatlichen Museen zu Berlin befindet; Biester in einer von Prof. Dr. Horst Kunze, Deutsche Staatsbibliothek, in Auftrag gegebenen Kopie der Hallenser Malerin Hedwig Huschke des im Gleimhaus in Halberstadt hängenden Originals; Wilken als Ölgemälde seiner Frau Karoline, Tochter des Porträtmalers Johann Friedrich August Tischbein; Pertz als Ölgemälde seiner in London wohnhaft gewesenen Töchter, nach einer Fotographie gemalt (1923) und der Bibliothek geschenkt; Lepsius als Ölgemälde seines Sohnes,

* Festvortrag auf dem Leibniz-Tag der Leibniz-Sozietät am 3. Juli 1997

des Kunstmalers Reinhold Lepsius (1908); Harnack als Ölgemälde des Berliner Kunstmalers Fritz Rhein porträtiert (1923).
Unseren Reigen eröffnet der gelehrte Franzose Mathurin Veyssière de La Croze (1661–1739). Er gehörte seit der von Leibniz in Berlin gegründeten Sozietät dieser als ihr Mitglied an. Harnack hebt seine erstaunliche Gelehrsamkeit, seine Lebhaftigkeit, seine Liebe Anekdoten zu erzählen, seinen Wissensdurst und sein einmaliges Gedächtnis hervor. Er schreibt: „Als Sprachgenie und Polyhistor hatte er seines Gleichen nicht unter den Zeitgenossen. Nicht nur die Kultursprachen beherrschte er sämtlich, sondern er drang auch, obgleich überall Autodidakt, in die slavischen Sprachen, die baskische, die armenische, die semitischen, die chinesische, vor allem aber in die koptische ein. Handschriftlich hat er viele Lexika hinterlassen, aber nur das koptische ist gedruckt worden. Die Anregungen, die hier von ihm ausgegangen sind, lassen sich während eines ganzen Jahrhunderts nachweisen". Harnack zählt La Croze zu den „bedeutendsten französischen Gelehrten, die die Sozietät am Anfang besessen hat".[4] La Croze war fast 42 Jahre, d. h. von 1697 bis 1739, in den Bibliotheksräumen im Apothekenflügel des Berliner Schlosses tätig. Er war 1696 als Benediktinermönch vor seinen katholischen Gegnern aus Frankreich geflohen; man hatte in seiner Zelle Papiere gefunden, die den Grundsätzen der römisch-katholischen Kirche widersprachen. In Basel trat er zur reformierten Kirche über. Im September 1696 kam er nach Berlin und schloß sich hier der französischen Colonie an, die aus etwa sechstausend Glaubensflüchtlingen aus Frankreich bestand. Nach den Hugenotten-Verfolgungen waren diese auf Grund des Edikts von Potsdam im Jahre 1685 und danach von Brandenburg aufgenommen worden, insges. etwa 20.000 Hugenotten. Am 15. Januar 1697 erhielt La Croze eine vorläufige Anstellung an der damaligen Curfürstlichen Bibliothek in Cölln an der Spree, die 1701 in Königliche Bibliothek umbenannt wurde. Ab 1702 bezeichnete sich La Croze als Bibliothekar, was eine gehobene Stellung bedeutete. – Die Bibliothek hatte noch keinen Leiter, sondern war der Oberaufsicht eines preußischen königlichen Ministers unterstellt. – Seit 1718 übte La Croze die Aufsicht über das der Bibliothek angeschlossene Medaillen- und Antiquitäten-Kabinett aus. Im April 1739 beendete er seine Tätigkeit in der Bibliothek und verstarb kurz darauf am 21. Mai im 77. Lebensjahr in Breslau.

Die große Gelehrsamkeit von La Croze, seine breiten Bücherinteressen

und seine erstaunlichen Bücherkenntnisse belegt sehr anschaulich sein ausgedehnter wissenschaftlicher Briefwechsel in lateinischer Sprache – er beherrschte diese Sprache wie seine französische Muttersprache –, der mit Ausnahme der französischen Briefe nach seinem Tode in drei Bänden in Leipzig erschienen ist.[5] La Croze korrespondierte mit den bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit, darunter besonders eifrig mit Leibniz über die verschiedensten wissenschaftlichen Fragen. Sein Briefwechsel mit Leibniz beginnt 1704 und endet am 19. Oktober 1716. – Leibniz verstarb am 14. November 1716. – Dieser bedeutende französische Frühaufklärer von europäischem Ruf ist gleich dem deutschen Aufklärern Leibniz und Lessing seiner bibliothekarischen Arbeit gewissenhaft nachgegangen. Wir verdanken ihm die Neukatalogisierung des Handschriftenbestandes, die er um 1718 in Form eines Bandkataloges abschloß sowie die Mitarbeit an Standortkatalogen. Es war ausschließlich ihm zu verdanken, wenn die Königliche Bibliothek in Berlin durch die ausgedehnte Korrespondenz von La Croze im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts für die gelehrte Welt als eine Quelle wissenschaftlicher Informationen dienen konnte. Er fungierte hier praktisch als Auskunftsstelle der Bibliothek. Diese Verdienste wiegen um so mehr, berücksichtigt man, daß La Croze persönlich unter der Willkür des kultur- und wissenschaftsfeindlichen Königs Friedrich Wilhelm I. (Soldatenkönig) sehr gelitten hat. Dieser strich nicht nur der Bibliothek für viele Jahre den Erwerbsetat, sondern 1722 auch für einige Zeit die Gehälter ihrer Angestellten. Hätte La Croze nicht eine zusätzliche Anstellung als Professor der Philosophie am Collège francais in Berlin gefunden und wäre ihm nicht ein größerer Geldbetrag durch einen Lotteriegewinn zugeflossen, so wäre es ihm schlecht ergangen. Es muß die Besessenheit und Hingabe eines Wissenschaftlers und Bücherfreundes gewesen sein, die La Croze bewogen, der Königlichen Bibliothek in Berlin treu zu bleiben.

Es sollten 45 Jahre nach dem Tode von La Croze vergehen, bis die Bibliothek schließlich wieder von einem Akademiemitglied geleitet wurde. 1784 gewann sie in dem Juristen Johann Erich Biester (1749–1816), einem führenden Berliner Aufklärer, einen tüchtigen Bibliothekar und späteren Leiter. Seine Aufnahme als Mitglied der Akademie konnte erst 1798 erfolgen, da sie durch den reaktionären Minister Johann Christoph von Wöllner so lange hintertrieben wurde. Biester ist dann in der Folgezeit ein überaus tätiger und verdienter Mitarbeiter der Akademie geworden, worüber Har-

nack ausführlich in seiner Akademiegeschichte berichtet. Biester war z. B. mit der Herausgabe der Historisch-genealogischen Kalender der Akademie beschäftigt und hat hier selbst zwei sehr interessante Schriften, und zwar „Leben und Regierung der Kaiserin Katharina II. von Rußland" (Berlin 1797) und eine „Geschichte Polens" (1796/97) veröffentlicht. Bemerkenswert ist in beiden Fällen seine ausgesprochene Sympathie mit den Polen, die er nach der ungerechten 3. Teilung Polens und damit Auslöschung ihres Staates zutiefst empfand. Eine ursprünglich von mir im Kiepenheuer Verlag vorbereitete Reprintausgabe von Biesters „Geschichte Polens" ist leider nicht zustandegekommen.

Von Oktober 1807 bis März 1809 wirkte Biester als Sekretär des unter Vorsitz von Alexander von Humboldt gebildeten Reorganisationskomitees der Akademie für die Ausarbeitung einer neuen Verfassung. Harnack schreibt über diese Verfassung: „Im Ganzen ist es eine höchst respectable Arbeit, deren Hauptverdienst Biester – er hat nie redigiert – zukommt.[6]

Der neue Statutenentwurf wurde am 1. August 1809 von der Akademie angenommen. Biester wurde zum Sekretär der Akademie gewählt, lehnte jedoch ab, da es mit seinen anderen amtlichen Verpflichtungen unvereinbar sei. Zu diesen Pflichten gehörten vor allem die Herausgabe einer der bedeutendsten Bildungszeitschriften seiner Zeit, der „Berlinischen Monatsschrift" (1783–1811), mit ihren durch die Zensur immer wieder bedingten Fortsetzungen unter verändertem Impressum. Das war sein Hauptwerk. Zu Biesters Freunden gehörten der Dichter Wilhelm Ludwig Gleim, Wilhelm und Alexander von Humboldt, Friedrich Nicolai, Moses Mendelssohn u. a. berühmte Persönlichkeiten seiner Zeit. Sie haben wiederholt seine Gelehrsamkeit und sein freimütiges Urteil hervorgehoben, streitbar gegen religiösen Obskurantismus, gegen geistliche und weltliche Despotie.

Biesters Bibliothekariat fiel in eine politisch äußerst bewegte Zeit: die Französische Revolution von 1789; die ungerechten Interventionskriege gegen das revolutionäre Frankreich 1789 bis 1795, an denen auch Preußen teilnahm; der Zusammenbruch Preußens; die machtvolle patriotische Volkserhebung gegen die französische Fremdherrschaft und die Feldzüge Preußens, Rußlands und Österreichs gegen die napoleonische Armee; schließlich auch die in Preußen erzwungenen inneren Reformen infolge des Übergangs zu kapitalistischen Produktionsverhältnissen in Deutschland.

Biester hat 1784 seine bibliothekarische Tätigkeit bereits in dem 1780

fertiggestellten Bibliotheksgebäude am Opernplatz (Kommode) aufgenommen, in das man bis 1782 mit den Bücherbeständen umgezogen war. Auf Grund eines von Biester unmittelbar an den preußischen König 1798 gerichteten Antrages wurde die Königliche Bibliothek im gleichen Jahr der Akademie unterstellt und verblieb bis 1810 unter deren Oberaufsicht und das durchaus nicht zu ihrem Nachteil. Die Abhängigkeit bestand darin, daß das Direktorium der Akademie die von der Bibliothek vorgeschlagenen Bücheranschaffungen genehmigte, Zahlungsanweisungen an die Kasse überwies und in besonderen Fällen die Erlaubnis zur Benutzung erteilte.

Nach seinen eigenen Worten hat Biester während seiner gesamten bibliothekarischen Amtsperiode von 1784 bis 1816, also fast 32 Jahre, seine bibliothekarische Hauptaufgabe darin gesehen, „die Schätze, die er bewahrte, so vermehrt und ihre Benutzung ausgedehnt zu sehen, daß er kaum Versuchung zu anderen Geschäften empfinde." Das wurde um so nötiger nach Gründung der Berliner Universität 1810 und der nun wesentlichen Funktionserweiterung für die Königliche Bibliothek. Zusammen mit dem klassischen Philologen, Bibliothekar und seit 1806 Akademiemitglied Philipp Buttmann (1764–1829) hat Biester vielfältige Anstrengungen unternommen, um die Königliche Bibliothek in eine moderne Gebrauchsbibliothek umzuwandeln und einigermaßen den Bedürfnissen der Universität zu entsprechen. Zu den von ihm eingeleiteten Reformen gehörte zunächst die Vereinigung ihrer fünf Sammlungen, die alle ohne Zusammenhang untereinander, jede für sich selbständig dastanden, zu einem geschlossenen Korpus und dessen Kenntlichmachung durch Anbringen eines Besitzstempels. Ferner zählen dazu die, gemeinsam mit Buttmann erfolgte, Inangriffnahme eines alphabetischen Hauptkataloges sowie die Anwendung zusätzlicher Methoden der Bestandsvermehrung, z. B. durch erste Versuche einer Beratung mit Universitätsvertretern und einer Heranziehung von preußischen Gesandten im Ausland zur Beschaffung ausländischer Literatur, zwei Methoden, derer sich dann sein Nachfolger, Friedrich Wilken, sehr intensiv bediente. Biesters Verdienst war es vor allem, daß er mit der Versteigerung von Dubletten seit 1794 der Königlichen Bibliothek eine neue Geldquelle erschlossen hat. Diese Praxis fand noch ca. 75 Jahre bei zwei seiner Nachfolger Anwendung.

Dem Juristen Johann Erich Biester folgte 1817 im Amt des Oberbibliothekars, d. h. des Bibliotheksleiters, der Orientalist und Historiker

Friedrich Wilken (1777–1840). Seit 1805 als Professor für Geschichte und Leiter der Hofbibliothek in Heidelberg tätig, war Wilken schon 1812 zum auswärtigen Mitglied der Königlichen Akademie in Berlin gewählt worden. Seit 1819 war er dann ordentliches Mitglied und seit 1830 Sekretär der Philosophisch-historischen Klasse. Er hat in vielen Kommissionen mitgewirkt.

Friedrich Wilken gilt als der umsichtige Reformer der Königlichen Bibliothek, die er von 1817 bis 1840, also fast 23 Jahre geleitet hat. Er hat die Erwartungen, die an ihn bei seiner Berufung nach Berlin gesetzt wurden, als Oberbibliothekar und als Leiter der 1831 bei der Königlichen Bibliothek als Abteilung gegründeten Universitätsbibliothek, als Historiograph von Brandenburg, als Akademiemitglied und als Professor für alte Geschichte an der Berliner Universität voll und ganz erfüllt. Er hat sogar 1821/22 das Amt eines Rektors der Berliner Universität ausüben müssen, in der schweren Zeit, als die Burschenschaftler verfolgt wurden, denen er bei den Verhören an der Universität im Grunde seines Herzens Sympathie entgegengebracht hat. Zu Wilkens Freunden zählten viele berühmte Männer, darunter vor allem Hegel, Wilhelm und Alexander von Humboldt, Varnhagen von Ense, die Brüder Grimm. 1836 ernannte die Kaiserliche Russische Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg Friedrich Wilken zu ihrem Auswärtigen Mitglied. – 1811 hatte Wilken einen Ruf an die neugegründete Universität in Char'kov erhalten, war ihm aber aus gesundheitlichen Gründen nicht gefolgt. –

Wilken stand der romantischen Strömung seiner Zeit nahe. Er war einer der bedeutendsten Geschichtsforscher in diesen Jahren. Das monumentale Werk, das seinen wissenschaftlichen Ruhm begründet und gefestigt hat, stellt die „Geschichte der Kreuzzüge nach morgenländischen und abendländischen Berichten" dar, das er in Leipzig von 1807 bis 1832 veröffentlichte. Nach ausgedehnten, mehr als dreißig Jahre währenden Studien hat er hier das erste grundlegende und in seiner umfassenden Darstellung imponierende Geschichtswerk über die Kreuzzüge vorgelegt, wobei er alle ihm zugänglichen Quellen, vor allem auch die persischen und arabischen, heranzog. Auch wenn er sich zuweilen noch zu sehr für seine neuaufgefundenen Quellen begeisterte und oft Sage und Geschichte nicht scharf zu trennen wußte – hier näherte er sich der Romantik – so ist doch überall das starke Bemühen um eine philologisch-kritische und historisch-kritische Darstellungsweise spürbar.

Weniger bekannt ist Friedrich Wilken als Chronist Berlins. Von 1820 bis

1823 veröffentlichte er seine Arbeit „Zur Geschichte von Berlin und seinen Bewohnern". Sie erschien in den Jahrgängen 1820 bis 1823 des „Historisch-genealogischen Kalenders", herausgegeben von der Akademie, 956 Seiten im Umfang und im kleinen Kalenderformat. Die Studie, die die Periode von den Anfängen Berlins bis zum Ende der Regierungszeit Friedrich Wilhelms I. umfaßt, liegt in vier Bänden vor, ergänzt durch sehr hübsche, teilweise kolorierte Kupferstiche, einen Stadtplan Berlins aus dem Jahre 1688 und eine Ansicht Berlins aus dem Jahre 1717. Wilken zieht alle ihm verfügbaren märkischen Chroniken, historische Darstellungen älterer und neuerer Schriftsteller, Handschriften aus dem Fundus der Königlichen Bibliothek, Hof- und Polizeiordnungen und andere Quellenwerke für seine historische Darstellung heran. Er ist hier ein Pionier, denn er beschreibt nicht wie bisher üblich die Ereignisse am Hofe, politische und militärische Geschehnisse in Brandenburg-Preußen, sondern ihm geht es zum ersten Mal um eine Sitten- und Kulturgeschichte Berlins und seiner Bewohner. Viele von ihm geschilderten Episoden und Detailformationen über das Leben der Bevölkerung Berlins sind bis in die Gegenwart von großem Interesse. Versuche, einen Verlag für eine Reprintausgabe zu gewinnen, sind bisher mißlungen, sollten aber fortgesetzt werden. Wilken verdanken wir Bibliothekare die „Geschichte der Königlichen Bibliothek", Berlin 1828, die uns noch heute als zuverlässiger Leitfaden dient. Auch diese Darstellung imponiert durch die gründliche Auswertung der verschiedensten Quellen, die uns zum größten Teil nicht mehr zur Verfügung stehen.

Als Oberbibliothekar zeigte Friedrich Wilken eine erstaunliche Arbeitsökonomie, ein bemerkenswertes Organisationstalent und einen besonderen Sinn für das Praktische. Mit Wilken begann die moderne, vielseitige Bibliotheksarbeit. Er legte den Grundstein dafür, daß sich die Königliche Bibliothek zu einer Gelehrtenbibliothek für die Forschung entwickeln konnte. Zu seinen Erfolgen gehörte:

1819	die Einrichtung eines „Jounalzimmers";
1824	die Einrichtung eines Musikalischen Archivs (nach dem Ankauf einer großen Musiksammlung);
1827	die nahezu Verdoppelung des Erwerbungsetats (1818: 4000 Taler, 1827: 7000 Taler);
1828	die Begründung eines „Karten-Kabinetts";
1835–1839	die Herausgabe gedruckter Zugangsverzeichnisse.

Diese Leistungen waren um so höher zu werten, da Friedrich Wilken fast zwei Jahrzehnte bis zu seinem Tode unter einer schweren Gicht- und Nervenkrankheit litt, die er mit großer Geduld ertrug. Als er am 24. Dezember 1840 verstarb, war er erst 63 Jahre alt.

Wir schließen uns den Worten Harnacks an, mit denen er Friedrich Wilken als Bibliotheksleiter lobt: „Zwei große deutsche Bibliotheken, die Heidelberger und die Berliner, deren Direktor Wilken gewesen ist, sind ihm zu bleibendem Dank verpflichtet."[7]

1842 folgte im Amt des Oberbibliothekars der Königlichen Bibliothek in Berlin der Historiker Georg Heinrich Pertz (1795–1876), seit 1827 Archivar und Vorsteher der Königlichen Bibliothek zu Hannover. Im Januar 1843 wurde er zum Mitglied der Akademie gewählt und hat sich hier längere Zeit aktiv betätigt. Pertz hat die Berliner Bibliothek bis 1873, also 31 Jahre geleitet. Freiherr vom Stein hatte den jungen Pertz 1819 für die Herausgabe der „Monumenta Germaniae historica" gewonnen, die das Lebenswerk von Pertz wurde. Seit 1820 hat er mehr als 50 Jahre einen großen Teil seiner Tätigkeit diesem nationalen Unternehmen der Veröffentlichung deutscher mittelalterlicher Quellen gewidmet und 25 Bände der „Monumenta" herausgegeben, die zu einem bedeutenden Teil von ihm selbst bearbeitet worden sind. Sie wurden zum Vorbild für eine große Anzahl von Urkundensammlungen in Deutschland und in vielen anderen europäischen Ländern. Erst die nunmehr zugänglich gemachten Quellen ermöglichten historische Darstellungen, wie sie in diesem Umfang und mit dieser Wissenschaftlichkeit früher nicht möglich gewesen sind. Auch Friedrich Wilken hat an den „Monumenta" lebhaften und fruchtbaren Anteil genommen. Dieses Unternehmen läuft bekanntlich noch heute.

Leopold von Ranke hat später den Historiker Pertz als „nicht genial, aber gediegen" bezeichnet und die Meinung vertreten, daß er für die Königliche Bibliothek „insofern eine nicht geringe Befähigung hatte, als er Ordnung zu halten verstand und durch seine auswärtigen Verbindungen instand gesetzt wurde, bedeutende Ankäufe zu vermitteln."[8] Leider hat Pertz in politischer Hinsicht eine negative Entwicklung nach 1848 genommen. Aus einer anfänglich unter dem Einfluß der starken Persönlichkeit des Freiherrn vom Stein eingenommenen liberalen Haltung gelangte er zu einer konservativen reaktionären Einstellung, und das besonders im Alter, als er zunehmend geistig stumpf wurde.

Aus der Sicht der Bibliotheksgeschichte war Pertz mehr Historiker als Bibliothekar. Bei der Ausübung seines Amtes als Oberbibliothekar hat er jedoch Umsicht und viel praktischen Sinn gezeigt und auch manche Erfolge gehabt, besonders in den beiden ersten Jahrzehnten seiner Tätigkeit. Zu diesen Erfolgen gehören u. a.:

1843	die Verabschiedung einer neuen, relativ leserfreundlichen Benutzerordnung;
seit	1850 verschiedene Umbauten und veränderte räumliche Einteilungen in dem zu eng gewordenen Gebäude;
1853	die Veröffentlichung des 1. Bandes eines Handschriftenverzeichnisses;
bis 1865	eine wesentliche Vermehrung des Bestandes (von 250.000 Bänden 1828 auf 500.000 Bände 1865).

Wie Wilken, so gelang es besonders Pertz eine Reihe sehr bedeutender Privatbibliotheken bzw. wissenschaftlicher Teilsammlungen für die Königliche Bibliothek zu erwerben.

Die größte Leistung war jedoch der Systematische Katalog, der 1845 begonnen und 1881 fertiggestellt wurde. Dieser bleibt in erster Linie das Verdienst des Bibliothekars und promovierten Naturwissenschaftlers Julius Schrader (1808–1898), der gerade unter der ungerechten Behandlung von Pertz besonders zu leiden hatte. Pertz hat, wie Harnack in seiner Akademiegeschichte sehr kritisch bemerkt[9], viele Fehler in der Behandlung seiner Mitarbeiter an den „Monumenta" und in der Königlichen Bibliothek gemacht, was nicht nur seiner zunehmenden Senilität, sondern vor allem seinem herrischen und eigensinnigen Charakter zuzuschreiben war. Auf Druck des Ministeriums und mit Hilfe des mit ihm befreundeten Ägyptologen Richard Lepsius wurde Pertz schließlich mit 77 Jahren veranlaßt, sein Amt als Oberbibliothekar und die Leitung der „Monumenta" abzugeben. Letztere wurde einer Zentraldirektion unterstellt, die aus Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, zu Wien und zu München bestand, mit Berlin als Sitz des Vorsitzenden. Pertz verstarb wenige Jahre später mit 81 Jahren.

In Harnacks Akademiegeschichte fällt auf, daß er den Namen von Richard Lepsius (1810–1884) nicht in Verbindung mit der Königlichen Bibliothek bringt. Tatsache ist aber, daß dieser Orientalist und Begründer der Ägyptologie in Deutschland von Weltruf mit 62 Jahren 1873 die Leitung

der Bibliothek übernahm und sie bis 1884, also noch elf Jahre ausgeübt hat.[10] Lepsius stand damals auf der Höhe seines Ruhmes als Gelehrter. 1850 war er mit 40 Jahren zum Mitglied der Akademie gewählt worden, 1868 hatte er die Leitung des von ihm gegründeten Ägyptischen Museums übernommen. Harnack konnte sich wohl diesen Schritt von Lepsius, sich in diesem Alter mit einer ganz neuen Aufgabe zu belasten, nicht erklären. Erst 1918 entnahm man aus handschriftlichen Aufzeichnungen eines Bibliothekars, daß Lepsius zur Sanierung seiner durch Spekulation zerrütteten Vermögensverhältnisse das Bibliotheksamt übernommen hat.[11] Bei seinen vielen Verpflichtungen widmete er der Bibliothek täglich nur ein bis zwei Stunden, was natürlich zu wenig war. Seine Mitarbeiter müssen das Empfinden gehabt haben, die Bibliothek werde infolge der häufigen Abwesenheit ihres Leiters vernachlässigt.[12] Zeitgenossen waren sogar der Meinung, Lepsius hätte der eigentlichen bibliothekarischen Arbeit fremd gegenüber gestanden. Es muß zwischen dem bedeutenden Gelehrten und Mitarbeitern der Königlichen Bibliothek eine große Distanz gegeben haben, die wohl mehr die Bibliothekare als Lepsius selbst empfunden haben. Erst 30 Jahre später wurden Zeugnisse von Lepsius' wahrem Interesse am Bibliothekswesen und seinem großen Engagement für die Königliche Bibliothek entdeckt. Schon der bekannte Bibliohekshistoriker und Generaldirektor der Preußischen Staatsbibliothek Fritz Milkau (1859–1934) hatte 1933 über Lepsius geschrieben: „So groß er als Mann der Wissenschaft dasteht, so groß faßt er seine Aufgabe als Leiter der Bibliothek und macht aus ihr, den Blick aufs Britische Museum gerichtet, was in Preußen nach Lage der Dinge aus ihr zu machen ist."[13]

1955 hat der Tübinger Bibliothekswissenschaftler Georg Leyh eine Studie zum Thema „Richard Lepsius als Bibliothekar" veröffentlicht[14], die zum ersten Mal mit vielen Details Lepsius als Leiter der Königlichen Bibliothek würdigt. Leyh stützte sich dabei auf umfangreiches handschriftliches Material, das als Teilnachlaß von Lepsius 1927 in die Universitätsbibliothek Heidelberg gelangt war. Durch dieses Material konnte Leyh ein ganz neuartiges Gesamtbild von Lepsius' bibliothekarischer Tätigkeit an der Königlichen Bibliothek zu Berlin vermitteln. Leyhs Erkenntnis beruht auf der großartigen Denkschrift von Lepsius vom 17. April 1884, die er als Gutachten über die Reorganisation der Königlichen Bibliothek wenige Monate vor seinem Tode an das vorgesetzte Ministerium gerichtet hat.

Diese Denkschrift mit der Konzeption für die Königliche Bibliothek als Großbibliothek internationalen Formats, d. h. als eine Reichs- oder Landesbibliothek, ist eines der herausragenden Dokumente der deutschen Bibliotheksliteratur. Sie ist bisher nur in Zitaten, nicht aber in ihrem vollen Wortlaut veröffentlicht worden.[15]

Zwei Aufgaben sah Richard Lepsius bei seinen Vorschlägen zur Reorganisation der Königlichen Bibliothek in aller Deutlichkeit: Die ungelöste Raumfrage und den Ausbau der inneren Verwaltung.

Die Baufrage war vordringlich; von ihrer Lösung hing alles weitere ab. Lepsius hatte vom Ministerium als Bedingung für die Annahme des Oberbibliothekars die Einrichtung eines neuen, modernen Ansprüchen genügenden Bibliotheksgebäudes verlangt.[16] Ihm schien die rechte Zeit zu einem Neubau gekommen zu sein. Seine Frau Elisabeth schreibt in ihren Tagebüchern über seine Überlegungen dazu: „Noch sind die französischen Milliarden nicht völlig verausgabt, die Finanzen in guter Ordnung, der Minister wissenschaftlichen Zwecken günstig, das Abgeordnetenhaus bereit, die bedeutenden Mittel zu bewilligen."[17]

Friedrich Wilken hatte bereits 1829 ein neues Gebäude für die Königliche Bibliothek gefordert. Karl Friedrich Schinkel war 1833 beauftragt worden, Entwürfe für ein neues Bibliotheksgebäude anzufertigen. Sein erstes Projekt sah den Neubau in der Nähe des Kastanienwäldchens am Kupfergraben vor (1835), der spätere Entwurf einen Bau am Lustgarten. Lepsius kannte diese Vorhaben. Bereits 1856 wies Pertz auf das Akademieviertel als ideales Baugelände für die Bibliothek hin, allerdings ohne Erfolg. Dieser Vorschlag von Pertz war vergessen worden und sicher auch Lepsius nicht bekannt. Lepsius ist ab 1874 von der Bestimmung des Baugeländes in dem Akademieviertel trotz aller Gegenargumente und sichtbaren Schwierigkeiten hartnäckig nicht mehr abgewichen.

Im Frühjahr 1874 erhielt Lepsius vom Ministerium Mittel, um mit dem Baumeister Martin Gropius (1824–1883), Direktor der Berliner Kunstschule, eine Studienreise zur Besichtigung von Bibliotheksgebäuden zu unternehmen, auf der sie die Städte Wien, München, Stuttgart, Karlsruhe, Straßburg, Paris, Köln, Hamburg, London, Oxford und Leyden besuchten. Das Ministerium ließ sich von Gropius mehrere Entwürfe vorlegen, die aber alle zurückgestellt wurden, da die Regierung nicht die notwendigen finanziellen Mittel zur Verfügung stellen wollte. Lepsius konnte nur zwei an die

Kommode angrenzende Gebäude für die Königliche Bibliothek dazugewinnen, den Neubau eines Institutes erlebte er nicht. Es ist ihm aber gelungen, bestimmte Ansichten durchzusetzen, die für den späteren Neubau in den Jahren 1903 bis 1914 eine sehr große Bedeutung erlangten. Dazu gehört vor allem die Bestimmung des Baugeländes im Akademieviertel, d. h. zwischen Unter den Linden, Charlottenstraße, Dorotheenstraße und Universitätsstraße. Der Minister wollte zwei große Monumentalbauten auf dem Gelände unterbringen, Lepsius verlangte aber, daß nach dem Vorbild der Hofbibliothek in München sofort die ganze Fläche bebaut wird. Er konnte auch den Gedanken des Ministers, im Gebäude Räume für Kunstausstellungen unterzubringen, abwehren, da diese Kombination keine innere Gemeinsamkeit zeige. Schließlich forderte Lepsius eine Art kubische Elastizität des Gebäudes, da es fortlaufend in allen seinen Baugruppen wachse. Das waren sehr moderne Gedanken, die Lepsius äußerte: Sie liegen dem bis heute aktuellen Flexibilitätssystem beim Bibliotheksbau zugrunde, d. h. es müssen Wände niedergelegt und Bibliotheksräume verändert werden können. Lepsius hatte auf seiner Studienreise 1874 besonders gotische Bauwerke besichtigt, denn er hatte für diesen Baustil eine besondere Vorliebe und auch seine private Villa in englischer Gotik errichten lassen. Er wollte in diesem Stil auch das neue Bibliotheksgebäude erbauen lassen, entgegen den Unter den Linden bereits vorhandenen Renaissancegebäuden. Sein Sohn Bernhard zitiert ihn wie folgt: „Eine Ansammlung gleichartiger Gebäude an einer Stelle ist gegen alles künstlerische Prinzip; sie schaden sich wie zu nahe verwandte Farben!“[18] Hier waren, wie wir wissen, der Auftraggeber und der Architekt Ernst von Ihne zum Glück anderer Meinung. Lepsius sah schließlich schon damals die räumliche Verbindung der Akademie der Wissenschaften und der Universitätsbibliothek mit dem Neubau der Königlichen Bibliothek, eine Vorstellung, die 1914 realisiert wurde.

Lepsius hat den Etat für den Bestandsaufbau bei seinem Amtsantritt von 45.000 RM auf 96.000 RM erhöhen können. Mit besonderem Weitblick hat er die Bedeutung der Zeitungen als wichtige Geschichtsquelle erkannt.

In seiner großartigen Denkschrift vom 17. April 1884 entwickelte er die Vorstellung, die Königliche Bibliothek gleich der Bibliothek des Britischen Museums und der Bibliothèque Nationale zu einer deutschen Reichs- oder Landesbibliothek und damit zu einer der großen Weltbibliotheken auszu-

bauen, eine Forderung, die damals den Vorstellungen von Theodor Mommsen, Rudolf Virchow, Heinrich Treitschke u. a. entsprach. Dieser Gedanke scheiterte an der nach 1871 fortgeführten Kulturhoheit der Länder.

Lepsius' Denkschrift von 1884 hat den Anstoß zu dem ein Jahr nach seinem Tode 1885 erlassenen „Statut für die Königliche Bibliothek zu Berlin" gegeben, mit dem ihr Erwerbungsprogramm festgelegt wurde. Danach war es ihre „Aufgabe, in möglichster Vollständigkeit die deutsche und in angemessener Auswahl auch die ausländische Literatur zu sammeln." Diesen Erwerbungsauftrag hat die Bibliothek dann in den folgenden Jahrzehnten zu erfüllen versucht. Lepsius war also kein bibliothekarischer Dilettant an der Spitze der Königlichen Bibliothek, wie ihn einige Zeitgenossen hinzustellen versucht haben, sondern eine große und überragende Leiterpersönlichkeit. Er hat damals die entscheidenden Fundamente für die Entwicklung der Königlichen Bibliothek zu einer wissenschaftlichen Zentralbibliothek gelegt, auf denen Adolf von Harnack weiter bauen konnte.[19]

Der letzte große Gelehrte in meiner Aufzählung als Akademiemitglied und gleichzeitiger Direktor der Königlichen Bibliothek, bzw. seit 1918 der Preußischen Staatsbibliothek, ist der Theologe und geniale Wissenschaftsorganisator Adolf von Harnack (1851–1930). Er wurde mit 38 Jahren im Februar 1890 zum Akademiemitglied gewählt. Seine zahlreichen Aktivitäten für und in der Akademie sind wohlbekannt. Mit 54 Jahren übernahm Harnack 1905 die Leitung der Königlichen Bibliothek und hat dieser Institution 15 Jahre bis 1921 als Generaldirektor vorgestanden.[20] Zu den Erfolgen seiner Amtstätigkeit gehört, daß die zentrale Funktion der Königlichen Bibliothek durch eine Reihe von zentralen bibliographischen Unternehmen und anderer Aufgaben ausgebaut und gefestigt wurde und daß sie zumindest als Preußische Landesbibliothek fungierte. Wir staunen heute darüber, wie modern und immer noch aktuell viele von Harnacks Gedanken sind, die er zu bibliothekspraktischen Fragen geäußert und zum größten Teil auch realisiert hat, so zum Bestandsaufbau, zu Erwerbungsgrundsätzen, zum Ausbau des Referentensystems, wissenschaftlichen Spezialsammlungen und Sonderabteilungen, zu Fragen der Benutzung, in der nach seinen eigenen Worten „die Hauptleistung des Instituts" liege.[21] Der beeindruckende Aufstieg der Königlichen Bibliothek zur Großbibliothek von internationalem Ruf wurde durch den Ersten Weltkrieg und die schweren Nachkriegsjahre dann leider erheblich gehemmt, später nach dem Zweiten

Weltkrieg sogar abgebrochen. Zu den großen Erfolgen von Harnacks Amtstätigkeit gehören u. a.:

- Schaffung der mittleren Bibliothekslaufbahn, auch für Frauen;
- Erleichterung der Benutzung durch geschriebene und gedruckte Verzeichnisse von Zeitschriften- und Handbibliotheksbeständen sowie durch andere Methoden;
- Öffentliche Anerkennung der Bibliotheksarbeit durch den seit 1905 bis 1914 erfolgten Druck von „Jahresberichten" über die Arbeit der Königlichen Bibliothek und die seit 1912 erscheinenden „Mitteilungen aus der Königlichen Bibliothek" über wertvolle Erwerbungen;
- Erhöhung des Erwerbungsetats von 146.400 RM im Jahre 1905 auf 316.400 RM im Jahre 1914 und der Mitarbeiterzahl von 144 auf 327.

Eine besondere Leistung in der Amtszeit von Harnack war natürlich der seit 1909 bis 1914 erfolgte Umzug mit mehr als 2 Millionen Bänden aus der „Kommode" in den Neubau Unter den Linden. Ich habe auf einem Symposium der Humboldt-Universität am 10. Juni 1980 in einem Vortrag Harnacks Verdienste als Generaldirektor der Königlichen Bibliothek ausführlich zu würdigen versucht.[22]

Was Harnack als Generaldirektor dieser Bibliothek in seinem Leitungsstil gegenüber seinen Vorgängern besonders ausgezeichnet hat, war sein kollegiales Verhalten zu sämtlichen Angestellten der Bibliothek, sein ausgeprägtes soziales Gefühl und seine Aufgeschlossenheit gegenüber allem Neuen. Harnack zählte stets zu den Kräften des Guten, zu den Tugenden „das Sozialgefühl"[23] Jede Autokratie war ihm fremd; wichtige Veränderungen wurden immer mit den davon betroffenen Mitarbeitern gründlich beraten und demokratisch entschieden. Davon zeugen am besten die Protokolle der Direktorenkonferenzen, die handschriftlich in zwei Diarien im Archiv der Staatsbibliothek erhalten geblieben sind. Vom 26. Oktober 1905 bis 2. Juli 1921, das heißt von Harnacks erster bis letzter Dienstbesprechung, sind hier insgesamt 229 Konferenzen protokolliert, die Harnack geleitet hat. Sie spiegeln sehr deutlich sein starkes Engagement für bibliothekarische Arbeitsprozesse wider, sein aufmerksames Reagieren auf Beschwerden und Anträge von Benutzern und Mitarbeitern, sein Bemühen, soziale Anliegen immer zu Gunsten von Mitarbeitern zu entscheiden und nach 1918 sein weises Eingehen auf die Erfordernisse veränderter gesell-

schaftlicher Verhältnisse und deren Rückwirkung auf die Bibliothek. Ich habe diese handschriftlichen Protokolle in Maschinenschrift übertragen und beabsichtige, sie zu veröffentlichen.

Harnack hat seine Vision von der Königlichen Bibliothek als einer deutschen Nationalbibliothek infolge der bis in die Gegenwart andauernden föderalen Blockade in Deutschland nicht realisieren können. Es wäre aber wünschenswert, daß die heutige Staatsbibliothek zu Berlin zu einer internationalen Forschungsbibliothek ausgebaut wird, um mit der Bibliotheksentwicklung in anderen großen und kleineren europäischen Ländern Schritt zu halten. Damit würden ihre reichen, vor allem auch die historischen Bestände in ihrer Breite und ihrer Qualität voll für die wissenschaftliche Benutzung ausgeschöpft werden.

Anmerkungen

1 Harnack, Adolf: Geschichte der Königlichen Preußischen Akademie zu Berlin. Bd. 1, T. 1, 2. – Berlin 1900

2 Deutsche Staatsbibliothek 1661–1961. T. 1. 2. – Leipzig 1961; Paunel, Eugen: Die Staatsbibliothek zu Berlin. Ihre Geschichte und Organisation während der ersten zwei Jahrhunderte seit ihrer Eröffnung 1661–1871. – Berlin 1965

3 Vgl. Biehahn, Erich: Kunstwerke der Deutschen Staatsbibliothek. – Berlin 1961

4 Harnack, Bd. 1, T. 1, S. 108–109

5 Thesaurus epistolicus Lacrozianus Ex bibliotheca Jordaniana, edid Joann. Ludovicus Uhlius. T. 1–3. – Lipsiae 1742–1746. – die Handschriftliche Korrespondenz von La Croze befindet sich in der Niedersächsischen Landesbibliothek in Hannover.

6 Harnack, Bd. 1, T. 2, S. 571ff.

7 Harnack, Bd. 1, T. 2, S. 874

8 Ranke, Leopold von: Zur eigenen Lebensgeschichte. In: Sämtliche Werke, 2. u. 3. Gesamtausgabe. Bd. 53/54. – Leipzig 1890, S. 611–613

9 Harnack, Bd. 1, T. 2, S. 922/923

10 Krause, Friedhilde: Richard Lepsius als Leiter der Königlichen Bibliothek zu Berlin. In: Karl Richard Lepsius (1810–1884). Akten der Tagung anläßlich seines 100. Todestages, 10.–12.7.1984 in Halle. Hrsg. v. Elke Freier u. Walter Reineke. – Berlin 1988, S. 60–72

11 Paalzow, Hans: August Wikmanns. Ein Bild seines Lebens. In: Zentralblatt für Bibliothekswesen 60 (1943/44) S. 106

12 Wir wissen, daß Adolf von Harnack täglich auch nur von 12 bis 14 Uhr in der Königlichen Bibliothek seinen Geschäften als Generaldirektor nachgegangen ist, dafür aber immer an den Sonnabenden anwesend war und einen 1. Direktor für alle bibliothekarischen Fragen als seinen Stellvertreter hatte.

13 Milkau, Fritz: Nachruf an Wilhelm Erman. In: Zentralblatt für Bibliothekswesen 50 (1933) S. 29

14 In: Nordisk Tidskrift för Bokoch Bibliotesväsen 42 (1955) 2, S. 33–39
15 Schmitz, Wolfgang: Das Gutachten von Richard Lepsius über die Reorganisation der Königlichen Bibliothek aus dem Jahre 1884. In: Bibliothek. Forschung und Praxis 18 (1994) 1, S. 77–88
16 Paunel, Die Staatsbibliothek zu Berlin. ... S. 342
17 Zitiert nach Lepsius, Bernhard: Das Haus Lepsius. Vom geistigen Aufstieg Berlins zur Reichshauptstadt. Nach Tagebüchern und Briefen. – Berlin 1933, S. 349
18 ebenda, S. 550–351, Fußnote
19 Dube, Werner: Adolf von Harnacks Projekt einer deutschen Nationalbibliothek. In: Zentralblatt für Bibliothekswesen 94 (1989) 10, S. 456–460
20 Dorsch, Klaus-Dieter: Adolf von Harnacks Ernennung zum Generaldirektor der Königlichen Bibliothek zu Berlin. In: Bibliothek und Wissenschaft 21 (1987), S. 160–188
21 Harnack, Adolf von: Die Benutzung der Königlichen Bibliothek und die Deutsche Nationalbibliothek. 1912. In: Harnack, Adolf von: Aus der Friedens- und Kriegsarbeit. – Gießen 1930, S. 229/30
22 Krause, Friedhilde: Adolf von Harnack zum 50. Todestag. In: Zentralblatt für Bibliothekswesen 94 (1980) 8, S. 369–376
23 Vgl. Harnack, Adolf von: Naumanns Briefe über Religion. 1903. – In: Harnack: Aus Wissenschaft und Leben. Bd. 2. – Gießen 1911, S. 79

Neue Mitglieder 1999

Das Plenum der Leibniz-Sozietät hat auf seiner Geschäftssitzung am 20. Mai 1999 14 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler als Mitglieder zugewählt. Sie haben sich zumeist mit einem Antritts-Statement auf dem Leibniz-Tag am 1. Juli 1999 vorgestellt. Nachfolgend drucken wir diese Statements bzw. entsprechende curricula vitae ab.

Rüdiger Bernhardt (Halle)
germanistische Literaturwissenschaft, Nordistik
Curriculum vitae

1940 geboren, studierte er in Leipzig Germanistik, Kunstgeschichte, Nordistik und Theaterwissenschaft und war Hilfsassistent bei Hans Mayer. Dieser prägte ihn; zuvor galten seine Interessen fast ausschließlich dem Theater. Er ist als Wissenschaftler wie als akademischer Lehrer international ausgewiesen und hat an mehreren ausländischen Universitäten unterrichtet.

Von 1964 bis 1978 war er Assistent und Oberassistent, von 1978 bis 1985 Dozent für neuere und neueste deutsche Literatur und von 1985 bis 1993 Lehrstuhlinhaber für Literatur der DDR am Germanistischen Institut der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Auch arbeitete er u. a. als wissenschaftlicher Sekretär der Sektion Germanistik und Kunstwissenschaften, als Leiter des Internationalen Hochschulferienkurses für Germanistik, den er in Halle aufbaute, und als Wissenschaftsbereichsleiter für neuere und neueste deutsche Literatur. 1968 verteidigte er die Dissertation zum Thema „Die Herausbildung des naturalistischen deutschen Dramas bis 1890 und der Einfluß Henrik Ibsens", in der erstmals ein großes Kapitel zu Gerhart Hauptmann zu finden war. Viele Veröffentlichungen zu dem Gegenstand folgten, die Wiederentdeckung Peter Hilles und Hermann Conradis, der Vorsitz der Gerhart-Hauptmann-Stiftung Kloster auf Hiddensee und eine Biografie August Strindbergs 1999 sind bis heute Folge dieser Arbeit. – Die Bedeutung der oft zitierten und viel beachteten dreibändigen Dissertation lag u.a. darin, daß der deutsche Naturalismus viel früher als zuvor angesetzt werden konnte, als eine ästhetische Reaktion auf politische Entwicklungen, vor allem auf die Reichsgründung und das Sozialistengesetz, deutlich

wurde und ein folgenreiches Beispiel für ein Versagen der Sozialdemokratie bot, damit auch früher als früher angenommen sich auflöste. Arbeiten über skandinavisch-deutsche Wechselbeziehungen (Ausgaben, Aufsätze, Bücher) wurden ebenfalls als Folge dieser Arbeit kontinuierlich bis in die Gegenwart vorgelegt

1974 erhielt er mit einer Arbeit über Erich Arendts Lyrik die „facultas docendi" für das Fachgebiet „Neueste deutsche Literatur". Die Promotion B (Habilitationsschrift) widmete sich 1978 der „Antikerezeption bei Heiner Müller"; die umfangreiche Untersuchung war gleichzeitig eine Darstellung der Antikerezeption in der Gegenwartsliteratur, der Bücher und zahlreiche Aufsätze zu diesem Thema folgten. Die Arbeit führte den Nachweis, daß die Antikerezeption in der DDR-Literatur ein spezifisches Merkmal dieser Literatur war und sie von anderen deutschsprachigen Literaturen unterschied. Gleichzeitig beschrieb sie die Aufnahme der Mythen als eine Abfolge des sich verändernden Gesellschaftsverständnisses; in der Favorisierung mythischer Gestalten ließ sich die Entwicklung verfolgen, und 1989 konnten aus dieser Abfolge Veränderungen vorausgesagt werden, die schließlich in allerdings unvorhergesehener Weise eintraten. Die Arbeit fand große Beachtung und wird bis zum heutigen Tage genannt, wenn in bevorzugten literarischen Abbildern gesellschaftliche Tendenzen aufgespürt werden sollen.

Parallel zu dieser wissenschaftlichen Entwicklung bemühte er sich seit 1966 um die Bewegung schreibender Arbeiter, leitete Zirkel und Arbeitsgemeinschaften und wurde der Vorsitzende der Bewegung. Eine Vielzahl von Veröffentlichungen begleitete diese Arbeit, die ihren Höhepunkt in dem erfolgreichen Handbuch „Vom Handwerk des Schreibens" fand.

Seine wissenschaftliche Arbeit wurde oft deswegen gerühmt, daß er große Stoffmassen zu überschauen vermochte und aus ihnen Systematisierungen entwickelte, die den Abbildcharakter der Literatur sowohl individuell als auch gesellschaftlich erkennbar und zum Psychogramm werden ließ.

Rüdiger Bernhardt ist mit Einzeluntersuchungen, Herausgaben und Analysen bekannt geworden, darunter finden sich Ausgaben der Werke Henrik Ibsens, Peter Hilles, Hermann Conradis und zahlreicher schreibender Arbeiter, von denen einige zum Schriftsteller wurden.

Nach 1989 traten zu den zahlreichen Veröffentlichungen erfolgreiche Schulbücher, das „Mitteldeutsche Lesebuch. Brücken" für die Länder Sach-

sen, Sachsen-Anhalt und Thüringen in den Klassenstufen 2 bis 4, hinzu, weitergeführt für die süddeutschen Länder in der Reihe „Flickflack". Schulmaterialien wie Kommentarbände, Textsammlungen u.a. begleiteten diese Arbeit, die gegenwärtig bestimmend ist

Nachdem er 1994 zum Vorsitzendern der Gerhart-Hauptmann-Stiftung gewählt wurde, widmete er sich diesem großen Dichter noch stärker als zuvor, schrieb zwei Bücher und zahlreiche Aufsätze über ihn, war an einem Film über Hauptmann beteiligt und organisierte Konferenzen, vor allem im Umfeld des 50. Todestages des Dichters. Er hat seither unmittelbar mit dem Erhalt des Gerhart-Hauptmann-Hauses, seiner verstärkten Nutzung zu Veranstaltungen u. a. und der Eingliederung in die touristischen Bemühungen der Insel zu tun. Er organisierte eine Konferenz für 85 Germanisten aus 9 Ländern auf Hiddensee und führte eine Exkursion von Hiddensee nach Breslau, den Lebensstationen Hauptmanns folgend, durch. Dort war er an der Vorbereitung eines Kolloquiums „Gerhart Hauptmann und Schlesien" beteiligt. Er wurde für die Zusammenarbeit zwischen den Dichterhäusern Hauptmanns auf Hiddensee und Thomas Manns in Nidden herangezogen und führte 1997 eine internationale Veranstaltung durch, in die beide Häuser einbezogen wurden und die inzwischen jährlich wiederholt wird. Im Gerhart-Hauptmann-Theater Zittau betreute er 1995 als wissenschaftlicher Berater die Inszenierung von Hauptmanns „Und Pippa tanzt!"; 1997 beteiligte er sich an einer Inszenenierung von Büchners „Dantons Tod" am „nt" in Halle. Seit 1993 organisiert er wissenschaftliche Veranstaltungen zur DDR-Literatur, u. a. zu Erwin Strittmatter, Christa Wolf, Franz Fühmann, Christoph Hein, Bertolt Brecht und Louis Fürnberg, zu Gerhart Hauptmanns 50. Todestag und Brechts 100. Geburtstag, zu schlesischen und ostpreußischen Schriftstellern, auch zu literarischen Neuerscheinungen wie zu Grass' „Ein weites Feld", Christa Wolfs „Medea" usw. Diese Veranstaltungen hatten großen Zuspruch.

Zur Zeit arbeitet er an Lehrbüchern für das Fach Ethik, bereitet weitere Publikationen zum deutschen Naturalismus, zu Gerhart Hauptmann und Peter Hille vor, plant eine Monographie zur Erzähltheorie und schreibt an einer Geschichte der DDR-Literatur.

1994/95 lehrte er an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, 1997/98 an der Universität Szczecin (Polen). – Im November 1997 wurde er in den Wissenschaftlichen Beirat der Gesellschaft für interregionalen Kulturaustausch e.V. (Berlin) berufen.

Bernhard vom Brocke (Marburg)
Neuere Geschichte, Wissenschaftsgeschichte
Darstellung des wissenschaftlichen Werdegangs und meiner wissenschaftlichen Interessen und Vorhaben

Geboren am 3. September 1939 in Wuppertal, dem Tag der Kriegserklärung Großbritanniens an Deutschland, begann ich nach dem Abitur 1959 auf dem Altsprachlichen Burggymnasium in Essen das Studium der Geschichte bei Hermann Heimpel in Göttingen sowie der Germanistik und Ev. Theologie. Meine Mutter hatte bei ihm in Straßburg studiert, nachdem mein Vater 1942 vor Charkow in einem Krieg gefallen war, dessen siegreichen Ausgang er als Christ gefürchtet hat. Ich studierte dann 1 Jahr vor und 1 Jahr nach der Mauer an der Freien Universität Berlin und anschließend in Hamburg. Dort legte ich 1966 das Staatsexamen für das Höhere Lehramt in den Fächern Geschichte und Ev. Theologie ab und promovierte 1968 bei Gerhard Oestreich mit einer Dissertation über den Universalhistoriker und ersten Inhaber eines soziologischen Lehrstuhls an der Berliner Universität: *Kurt Breysig. Geschichtswissenschaft zwischen Historismus und Soziologie* (1971). 1967 wurde ich Wissenschaftlicher Assistent des nach Marburg berufenen Oestreich, 1972 in Marburg Dozent, 1979 Professor für Neuere Geschichte auf Zeit. Von 1983–1988 war ich Wissenschaftlicher Referent am Max-Planck-Institut für Geschichte in Göttingen. Seit meiner Habilitation 1993 für Neuere Geschichte und Wissenschaftsgeschichte lehre ich an der Gesamthochschule/Universität Kassel.

Meine 1973/74 als Research Fellow an der Harvard Business School begonnene Habilitations-schrift, eine politische Biographie Werner Sombarts, mußte ich abbrechen, als mir nach wiederholter Ablehnung durch den Ministerrat der DDR zwar mit Hilfe Wolfgang Abendroths und Jürgen Kuczynskis im Sommer 1975 der Zugang zum Nachlaß in Merseburg gewährt, dann aber alle Archive der DDR trotz jährlicher Anträge über ein Jahrzehnt gesperrt wurden, da ich nicht bereit war, für den Staatssicherheitsdienst zu arbeiten. Als Mitglied des Konvents, des Senats, der Fakultät und verschiedener Universitätsausschüsse sollte ich Berichte über Marburger K-Gruppen liefern. Es entstanden das Taschenbuch *Sombarts „Moderner Kapitalismus" Materialien zur Kritik und Rezeption* (1987) und Beiträge über Leben und Werk in englischer und japanischer Übersetzung.

Vor ähnliche Schwierigkeiten sah ich mich mit einem weiteren Buchvorhaben über Friedrich Althoff gestellt, dessen Nachlaß und die preußischen Kultusministerialakten ebenfalls im Zentralen Staatsarchiv der DDR in Merseburg lagen. Allerdings war ich hier nicht in dem Maße auf die DDR- Archive angewiesen, da eine breite Parallelüberlieferung in inländischen und nordamerikanischen Archiven vorlag. Althoff hatte als Preußens „heimlicher Kultusminister" und „Bismarck des Hochschulwesens" über ein Vierteljahrhundert von 1882–1908 die personellen und institutionellen Voraussetzungen geschaffen, daß Deutschland bis zur Katastrophe von 1933 die meisten Nobelpreise erhielt. Umso mehr fiel vor diesem leuchtenden Hintergrund die Misere bundesdeutscher Hochschulreformitis ab, die unkritisch Versatzstücke aus dem amerikanischen Hochschulsystem übernahm, ohne die Geschichte des eigenen Hochschulwesens und die historischen Ursachen für seine einstmalige Weltgeltung zu berücksichtigen. Ich hatte mein Thema gefunden: den Ursachen der Blüte und des Niedergangs der Wissenschaft in Deutschland im 20. Jahrhundert nachzugehen.

In einem im Sommer 1976 in New York niedergeschriebenen Großartikel für Meyers Enzyklopädisches Lexikon *Preußen, Königreich und Land des Deutschen Reiches* [1701–1947] habe ich erstmals versucht, die Entwicklung der „Produktivkraft" Wissenschaft und Bildung gleichberechtigt mit der politischen, Wirtschafts- und Sozialgeschichte Preußens zu verzahnen. In einer Publikation der Stadt Marburg aus Anlaß der 450-Jahrfeier der Universität gelang es mir, am Beispiel *Marburg im Kaiserreich 1866–1918. Geschichte und Gesellschaft, Parteien und Wahlen einer Universitätsstadt im wirtschaftlichen und sozialen Wandel der Industriellen Revolution"* (1980, [2]1982) Hochschul- und Wissenschaftspolitik als Mittel politischer Integration einer neuen Provinz in den preußischen Staat und Althoffs Wirken für die Blüte der Philipps-Universität darzustellen. Aus meinen Vortrag auf dem 31. Deutschen Historikertag 1976 in Mannheim ging 1980 die Studie *Hochschul- und Wissenschaftspolitik in Preußen und im Deutschen Kaiserreich 1882–1907: das ‚System Althoff'* hervor. In ihr entwickelte ich mein weiteres Forschungsprogramm.

Ab 1980 entstanden die Arbeiten über *Preußische Bildungs- und Wissenschaftspolitik von 1700 bis 1930* (1981), über den von Althoff begründeten *Deutsch-amerikanischen Professorenaustausch. Preußische Wissenschaftspolitik, internationale Wissenschaftsbeziehungen und die Anfänge*

einer deutschen auswärtigen Kulturpolitik vor dem Ersten Weltkrieg (1981); über „Wissenschaft und Militarismus". Der Aufruf der 93 „An die Kulturwelt!" und der Zusammenbruch der internationalen Gelehrtenrepublik im Ersten Weltkrieg sowie Wissenschaft versus Militarismus: Nicolai, Einstein und die „Biologie des Krieges" (1985). Für die letzte Arbeit erhielt ich 1986 den Carl von Ossietzky-Preis der Stadt Oldenburg. Die Laudatio hielt Lew Kopelew. Es erschienen Aufsätze über *Die preußischen Oberpräsidenten 1815 bis 1945. Sozialprofil einer Verwaltungselite* (1985), *Professoren als Parlamentarier 1848/71–1924* (1988), *Friedrich Althoff: A Great Figure in Higher Education Policy in Germany* (in: Minerva [1991], S. 269–293), *Hermann von Helmholtz und die Politik* [Zum 100. Todestag] (1996).

Die Einladung im Juni 1989 zum Althoff-Kolloquium des „Instituts für Theorie, Geschichte und Organisation der Wissenschaft" der AdW aus Anlaß des 150. Geburtstages und mein Vortrag über „Friedrich Althoff und die Gründung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft" vor diesem Gremium zeigten mir, daß wissenschaftliche Leistung über alle ideologischen Gegensätze hinweg Anerkennung erhalten kann. Das Kolloquium wurde 1990 in den Reihen der Akademie veröffentlicht.

Von 1983–1988 war ich Wissenschaftlicher Referent am Max-Planck-Institut für Geschichte in Göttingen, um aus Anlaß des 75jährigen Jubiläums der Kaiser-Wilhelm-/Max-Planck-Gesellschaft ihre Geschichte bis 1933 zu schreiben und als Mitherausgeber zu organisieren. Das *Buch Forschung im Spannungsfeld von Politik und Gesellschaft* erschien 1990. Die Einarbeitung in die Geschichte der Natur-, biologischen und medizinischen Wissenschaften hat mein Arbeitsfeld als Wissenschaftshistoriker wesentlich erweitert. Brückenschläge zwischen den „zwei Kulturen" erscheinen mir in diesem Werk gelungen. Es war nicht leicht gewesen, die 26 in- und ausländischen Autoren zu finden und zu gewinnen. Die Tür zu dem in der Institutionengeschichte dem westdeutschen überlegenen Wissenschaftshistorikerpotential der DDR war noch verschlossen.

Das änderte sich schlagartig mit der deutschen Vereinigung. Aus der Zusammenarbeit mit Hubert Laitko und seinem Schülerkreis sind mehrere gemeinsame Bücher hervorgegangen. Wir haben erfolgreich versucht, in unserem kleinen Bereich die innere Spaltung unseres Vaterlandes zu überwinden. 1991 erschien der von mir herausgegebene Band *Wissenschafts-*

geschichte und Wissenschaftspolitik im Industriezeitalter. Das „System Althoff" in historischer Perspektive. Von den 28 Beiträgen stammen 13 aus der alten Bundesrepublik, 11 aus der früheren DDR und 4 aus dem Ausland. Das vom Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft geförderte Buch wurde im Mai 1991 bei der Wiederaufstellung des im Krieg zerstörten Althoff-Denkmals in Berlin-Steglitz der Öffentlichkeit übergeben. Im Anschluß daran bildete sich auf einer Tagung im Friedrich-Alt-hoff-Saal des damaligen Kongreßzentrums der Humboldt-Universität in Gosen eine deutsch-deutsche „Arbeitsgruppe Wissenschaftsgeschichte" zur Erforschung der Geschichte der Kaiser-Wilhelm-/Max-Planck-Gesellschaft und verwandter Institutionen mit heute ca. 59 Mitgliedern, davon gut die Hälfte aus der früheren DDR. Auf dem 1. Deutschen Wissenschaftshistorikertag im September 1996 in Berlin übergaben wir auf unserer Mitgliederversammlung im Gebäude der Akademie das im De Gruyter-Verlag erschienene Buch der Öffentlichkeit: *Die Kaiser-Wilhelm-/Max-Planck-Gesellschaft und ihre Institute. Studien zu ihrer Geschichte [Bd. 1]; Das Harnack-Prinzip*. Hrsg. von Hubert Laitko und mir. Ein Teil der Auflage wurde von der Max-Planck-Gesellschaft angekauft und ihren Institutsdirektoren und fördernden Mitgliedern verehrt. Ein zweiter Band über Die internationale Dimension der Wissenschaft soll im Jahre 2000 folgen.

1978 hatte ich im Straßburger Universitätsarchiv die Protokolle der von Althoff begründeten Hochschulkonferenzen der deutschen Bundesstaaten und Österreichs von 1898–1918 entdeckt. Die Geschäftsakten aber lagen im Sächsischen Hauptstaatsarchiv in Dresden, da Sachsen Schriftführer der Konferenzen war. Die deutsche Vereinigung machte nun auch ihre Edition mit Hilfe des Bundesministeriums für Bildung und Wissenschaft und der Forschungsstelle für Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte an der Universität Marburg möglich: *Hochschulpolitik im Föderalismus. Die Protokolle der Hochschulkonferenzen der deutschen Bundesstaaten und Österreichs 1898 bis 1918 (1994). Im Jahre 2000 sollen zwei Fortsetzungsbände Hochschulpolitik in Föderalismus und Diktatur. Die Protokolle der Hochschulkonferenzen der deutschen Länder, Österreichs und des Reiches 1919–1948* erscheinen. Der Doppelband wurde von mir am 26. Februar 1998 in Bonn als Computerausdruck dem Bundesbildungsministerium und auf der 50-Jahrfeier der Kultusministerkonferenz und 100-Jahrfeier als Hochschulkonferenz der KMK überreicht. Er behandelt im 2. Teilband die Geschichte

und Organisation der Kultusministerien, Statistik des Hochschulwesens und enthält Biographien mit Abbildungen der 180 Konferenzteilnehmer und 160 deutschen und österreichischen Kultusminister von 1918–1948 auf insgesamt 1700 Seiten mit 12 Länderkarten.

Die Gelegenheit, eine Grundlegung, Geschichte und Theorie einer Allgemeinen Wissenschaftsgeschichte zu entwickeln, für die es in Deutschland noch keine Lehrstühle gibt, bot mir im Juni 1992 der 19. Österreichische Historikertag in Graz in einem Vortrag über *Das Elend der Wissenschaftsgeschichte in Deutschland*. Er ist in den „Mitteilungen der Österreichischen Gesellschaft für Wissenschaftsgeschichte" (1993, S. 3–82) gedruckt. Daraus entstand das Werk *Wissenschaftsgeschichte als historische Disziplin. Zur Entwicklung der Geschichte der Medizin, Naturwissenschaften, Technik- und Geisteswissenschaften in Deutschland seit Ranke. Eine Einführung und Standortbestimmung*. Das Buch liegt seit 1996, 620 Druckseiten stark, im Computerausdruck vor. Der Schwerpunkt liegt auf der Entwicklung der Wissenschaftsgeschichte in der alten Bundesrepublik und in der DDR. Es soll im nächsten Jahr erscheinen.

In meinem 1998 erschienenen Buch *Bevölkerungswissenschaft – Quo vadis? Möglichkeiten und Probleme einer Geschichte der Bevölkerungswissenschaft in Deutschland* habe ich versucht, an der Entwicklung einer Disziplin meine Theorie der Allgemeinen Wissenschaftsgeschichte exemplarisch zu entfalten. – 1977 und 1990 führten mich Vortragsreisen in die USA, 1979 nach Griechenland, 1983 Frankreich, England, 1989 Japan, 1985/88/97/1998 Italien, 1999 nach Polen.

Seit einem Jahr lasse ich die aus zahlreichen Archiven gesammelten Protokolle der von Althoff 1898 begründeten amtlichen preußischen Rektorenkonferenz, der gegen diese gegründeten außeramtlichen deutschen, außeramtlichen preußischen und der amtlichen preußischen und deutschen Rektorenkonferenzen des „Dritten Reiches" von 1898 bis 1944 abschreiben. Vielleicht finde ich für diese Edition einen Geldgeber, so daß parallel zu dem monumentalen Aktenwerk „Akten der deutschen auswärtigen Politik" eine Reihe „Akten zur deutschen Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftspolitik" entstehen könnte.

Bodo Friedrich (Berlin)
Didaktik
Wissenschaftliche Entwicklung

Geboren wurde ich am 21. Juni 1934 in Mildenau (Erzgeb.). Mein Vater war Papiermacher und in jenem Jahr arbeitslos; er fiel 1943. Ich habe ihn kaum kennengelernt. Meine Mutter war Arbeiterin in einer Papierfabrik, später Hausfrau.

Nach dem Besuch von Volksschule, Mittelschule, Grundschule und Oberschule und Arbeit in einer Gärtnerei, einem Getreidelager und in einer Stadtverwaltung nahm ich 1952 in Leipzig ein Studium auf, zunächst am Institut für Lehrerbildung, später am Pädagogischen Institut. Im Ergebnis politischer Auseinandersetzungen mit der Institutsleitung wurde ich im Februar 1955 exmatrikuliert. In der Folge erwarb ich alle weiteren Qualifikationen und machte alle weiteren Prüfungen extern. Nach einer Zeit der Arbeitslosigkeit und einer Beschäftigung als 'Redakteurhilfsassistent' bei der Bezirksredaktion des „Neuen Tag" Frankfurt (Oder) nahm ich 1956 eine Tätigkeit als Fachlehrer für Deutsch an einer Zentralschule im Kreis Strausberg auf. 1961 wurde ich als Deutschlehrer an das Ausländerinstitut der FDGB-Hochschule in Bernau delegiert. Nach einem einjährigen Zwischenspiel als Dozent für Deutsch und Deutsch-Methodik am Institut für Lehrerbildung Finow begann ich 1964 meine wissenschaftliche Laufbahn als Wissenschaftlicher Assistent am Institut für Unterrichtsmethodik der Humboldt-Universität zu Berlin. Hier promovierte ich 1970 mit einer Arbeit zur Methodik des Grammatikunterrichts zum Dr. paed. Danach wechselte ich zur neu gegründeten Akademie der Pädagogischen Wissenschaften. Hier arbeitete ich bis zur Abwicklung der Akademie am 31. 12. 1990 als Wissenschaftlicher Mitarbeiter, später als Forschungsgruppenleiter und Vorsitzender des Wissenschaftlichen Rates „Muttersprachunterricht". Versuche in früheren Jahren, wieder an die Humboldt-Universität zurück oder an eine andere Universität oder Pädagogische Hochschule zu gehen, scheiterten allesamt an der Kaderpolitik der Akademie und des Ministeriums für Volksbildung.

Während der sogenannten 'Warteschleife' nahm ich Lehraufträge an der TU Berlin wahr und arbeitete in DFG-Projekten („14-Länder-Aufsatzstudie" der IEA sowie „Untersuchungen zur inneren Regelbildung beim

Orthographieerwerb") . In den folgenden Jahren hatte ich die Möglichkeit zu Lehrstuhlvertretungen in Oldenburg, Vechta-Osnabrück und Koblenz. 1993 erhielt ich eine C4-Professur für Deutschdidaktik an der Humboldt-Universität zu Berlin, die ich bis zu meinem Ausscheiden aus dem Arbeitsleben am 30.9.1999 innehatte.

Meiner wissenschaftliche Tätigkeit begann ich auf dem Gebiet der Methodik des Grammatikunterrichts. Das Thema meiner Dissertation „Untersuchungen zum Simultanvergleich von Merkmalen zweier grammatischer Begriffe" führte mich in die in den 60er Jahren noch junge Kognitive Psychologie. Mit der psychologischen Begründung unterrichtsmethodischer Konzepte begann eine Forschungsorientierung, die ich in den folgenden Jahren weiter vertiefte und auf andere Gegenstände des Deutschunterrichts sowie um die Disziplinen der Lern- und der Entwicklungspsychologie erweiterte. In meiner B-Dissertation habe ich mich dann vor allem der entwicklungspsychologischen und der linguistischen Fundierung der Methodik des Muttersprachunterrichts zugewandt.

Eine zweite Forschungsrichtung, der ich mich vor allem im Zusammenhang mit der Entwicklung von Lehrplänen verpflichtet fühlte, war der internationale Vergleich zur Methodik des Muttersprachunterrichts, die mich u. a. zu einer Mitarbeit am IMEN-Projekt Nijmegen (International-Mother-Tongue-Education-Network) führte. In den letzten Jahren meiner wissenschaftlichen Tätigkeit rückten – bedingt durch die Anforderungen der Lehre – Probleme in den Vordergrund, die mit den Stichworten 'Schreibforschung', 'Rhetorik' und 'Formulierungslehre' angedeutet werden können.

Seit 1994 befasse ich mich intensiver mit der Geschichte des Deutschunterrichts, vor allem mit der Geschichte des Deutschunterrichts in der SBZ und DDR, wozu ich 1999 eine Publikation vorlegen konnte. Für die kommenden Jahre ist zur Thematik Deutschunterricht nach 1945 in West und Ost ein DFG-Projekt geplant, das zusammen mit einem Kollegen aus Bochum bearbeitet werden und eine zweibändige Monographie zum Ergebnis haben soll.

Klaus Fuchs-Kittowski (Berlin)
Informatik, Technikphilosophie
Selbstvorstellung

Informationsentstehung und Informationsverarbeitung

Für diese große Ehre der Aufnahme in die Leibniz- Sozietät möchte ich herzlich danken. Vor allem danke ich an diesem Tag meinen akademischen Lehrern, Förderern und Freunden, insbesondere Prof. S. M. Rapoport.

Ich denke aber auch an jene, die schon verstorben sind, wie Emil Fuchs, Klaus Fuchs und Hermann Ley sowie Sinaida Rosenthal. Ich danke auch denjenigen, die nach meiner Abwicklung an der Humboldt-Universität mich in meiner wissenschaftlichen Arbeit weiterhin unterstützten, stellvertretend für alle sei Prof. Chr. Floyd genannt. Ich denke dabei auch an meine Frau Sabine und an meinen Sohn Frank.

Wenn man nun kurz sagen soll, woran man wissenschaftlich gearbeitet hat und was einen noch künftig wissenschaftlich beschäftigen wird, dann ist dies in der gebotenen Kürze nicht so einfach. Doch es läßt sich vereinfachend mit zwei Grundbegriffen umschreiben: Informationsverarbeitung und Informationsentstehung. Damit geht es um ein vertieftes, evolutionäres Verständnis der Information: als Trias von Syntax, Semantik und Pragmatik[1]. und damit um das Verhältnis von Automat und Leben, um das Verhältnis des zur syntaktischen Informationsverarbeitung befähigten technischen Automaten, zum, zur semantischen Informationsverarbeitung befähigten, kreativ tätigen Menschen.

Man muß heute feststellen, daß unter dem Druck der Kybernetik 1. Ordnung und den Erfolgen der technischen Informatik der Begriff der Informationsverarbeitung gegenwärtig so stark in den Vordergrund gerückt wird, daß vielfach der Begriff der Informationsentstehung und die damit verbundenen Fragen der Kreativität von Natur und Mensch in den Hintergrund gedrängt werden[2]

I. Informationsentstehung

Schon mit meiner Dissertation zum Thema: „ Technische Regelung und Regulationsgeschehen im lebenden Organismus“[3] wurde mir diese Grundproblematik gestellt. Es ging also um die lebende Maschine und ihre Grenzen.

Natürlich besteht ein klarer Unterschied zwischen dem Lebendigen und dem Toten und man kann ihn auch klar angeben, denn selten sind wir im Zweifel, ob wir es mit einem toten Gegenstand oder mit einem Lebewesen zutun haben. Im lebenden Organismus ist die Vielzahl der physikalisch-chemischen Prozesse gesteuert und geregelt und damit geordnet, so daß der lebende Organismus erhalten, wachsen, sich entwickeln sowie reproduzieren kann. Was heißt aber Ordnung? Das Grundmodell dafür ist, zumindest seit Descartes, das der Maschine oder heute das des Computers. An die Seite der Denkmodelle der Krafttechnik treten die der Regelungs-, Nachrichten- und Rechentechnik. Dem Maschinenmodell des Lebendigen verdanken wir grundlegende Erkenntnisse der heutigen Biologie. Aber das Maschinenmodell hat auch seine erkenntnistheoretisch-methodologischen Grenzen. Sie werden deutlich:

- bei der Frage nach der Entstehung des lebenden Organismus, als ein Prozeß der Entstehung genetischer Information[4]
- bei der Frage nach der Einheit von Präformation und Epigenese, als einen Prozeß der Informationstransformation und der Entstehung neuer (nicht genetischer) Informationen, auf der Grundlage selektiver statt instruktiver Lernprozesse.
- bei der Frage nach der Ordnung der Lebensprozesse, deren primäre Grundlage nicht in einer Maschinenstruktur, sondern im Prozeß selbst liegt, in dem sich der lebende Organismus im ständigen Wechsel aller seiner Bestandteile selbst erhält[5] und schafft.

II. Informationsverarbeitung

Beizutragen zur Entwicklung von der ökonomischen Datenverarbeitung zur heutigen Angewandten Informatik, zu den Grundlagen einer sozial orientierten Informatik, der Wirtschafts- und Organisationsinformatik war und ist der andere Schwerpunkt meiner wissenschaftlichen Tätigkeit. Der mit der Gründung des Rechenzentrums der Humboldt-Universität, ab 1964 gegeben war.

Mit dem massenhaften und dezentralen Einsatz der modernen Informationstechnologien mußte man sich dem Problem der Mensch-Computer Interaktion stellen. Erst durch die wachsende Verletzlichkeit der Informationsgesellschaft, durch eine steigende Zahl von Fehlern in der Mensch-Computer Interaktion, durch starke soziale Defizite im Zusammenhang mit

dem Computereinsatz in komplexen Arbeitsprozessen, entwickelte sich eine sozial orientierte Informatik und damit eine am konkreten Menschen orientierte Informationssystemgestaltung und Softwareentwicklung, die bewußt der vorherrschenden rein technischen Orientierung entgegengestellt wurde. Mit den von uns an der Humboldt-Universität durchgeführten IFIP-Tagungen zum Thema: System design for human development and productivity: participation and beyond"[6] sowie „Information System, Work and Organization Design"[7] konnten wir einen konstruktiven Beitrag zur internationalen Diskussion leisten.

III. Entstehung und Verarbeitung von Informations in lebendiger und sozialer Organisation

Die Netzwerkrevolution verlangt, die Einheit von Informationsverarbeitung und Informationsentstehung in der lebendigen, sozialen Organisation zu beachten.

Mit der zu Beginn der 90ger Jahre verstärkten internationalen Vernetzung, dem damit verbundenen Verständnis des Computers nicht nur als Rechner sonder vorrangig als Medium, ist auch ein grundsätzlicher erkenntnistheoretisch-methodologischer Umbruch in der Informatik und Wirtschaftsinformatik verbunden, der zuvor von uns angefordert, aber nicht umfassend durchgesetzt werden konnte.

Während der Informationsverarbeitungsansatz als Paradigma der Informatik u. a. auf den epistemologischen Grundlagen des Tractatus Logico-Philosophicus[8] des jungen Wittgensteins beruht, orientieren sich neue wissenschaftstheoretischen-methodologische Ansätze der Angewandten Informatik an der modernen, stark biologisch fundierten Systemtheorie (bzw. an der Kybernetik 2. Ordnung, im Sinne von Heinz von Förster[9]), mit dem Grundprinzip der Selbstorganisation, welches mit dem der Informationsentstehung zu verbinden ist.

Wir hatten schon früher darauf hingewiesen, daß der ältere Wittgenstein die Begrenzungen des „Tractatus" selbst gesehen und kritisiert hat, so daß zu erwarten war, daß die Informatik eines Tages auf eine breitere philosophisch-erkenntnistheoretischen Grundlage gestellt werden müsse[10]. Die ist es, was sich gerade gegenwärtig durchzusetzen beginnt. Woran wir weiter arbeiten.

Mit der Entwicklung der Telekooperation[11] geht es nicht mehr nur um ei-

ne Mensch-Computer Interaktion, sondern um die Mensch-Computer-Mensch Interaktion, die sinnvolle Berücksichtigung der spezifischen Leistungen Beider wird zwangsläufig. Die moderne Informations- und Kommunikationstechnologie wird eingesetzt in einer lebendigen sozialen Organisation, die nicht nur in der Lage ist, Informationen von außen aufzunehmen, sondern die dadurch charakterisiert ist, daß Information intern entsteht[12].

Die Kategorie der Informationsentstehung ist heute zu einer wichtigen neuen Kategorie der Theorie der Biologie und Organisationstheorie geworden[13]. Wie herausgearbeitet wurde[14 15], spielt sie eine besondere Rolle in der von M. Eigen entwickelten Theorie der Primärevolution, sie gewinnt insbesondere Bedeutung bei der Modell- und Theorienbildung im Grenzbereich von Physik, Chemie und Biologie. Die Kategorie der Informationsentstehung spielt jedoch eine ebenso wichtige Rolle für die Modell- und Theorienbildung im Grenzbereich zwischen menschlichem Geist und komplexer sogenannter intelligenter Software als auch zwischen computerunterstützten Informationssystemen und der betrieblichen, kreativ lernenden Gesamtorganisation. Die Kategorie der Informationsentstehung wird somit gerade im Zusammenhang mit den sich herausbildenden globalen digitalen Netzen eine zentrale Kategorie auch für das Verständnis sozialer Entwicklungsprozesse.

Als ich zu Beginn meiner akademischen Laufbahn den Dank der neu ernannten Professoren zum Ausdruck bringen sollte, erinnerte ich sinngemäß an die bekannten Worte von Nikolai Ostrowski: Da Dir Dein Leben nur einmal gegeben ist, verwende es so, daß Du einmal sagen kannst, alles im Dienste der Gemeinschaft getan zu haben. Worte wie diese, haben sicher vielen Wissenschaftlern unserer Generation ihren humanistischen Auftrag besonders bewußt werden lassen.

Fußnoten

1 K. Fuchs-Kittowski: Information – Neither Matter nor Mind: On the Essence and on the Evolutionary Stage Conception of Information, in: Wolfgang Hofkirchner (Editor): The Quest for a Unified Theory of Information, World Futures General Evolution Studies, Volume 13, Gordon and Breach Publishers, Australia, Canada u.a. 1999

2 Klaus Fuchs-Kittowski, Hans-Alfred Rosenthal, Selbstorganisation, Information und Evolution – Zur Kreativität der belebten Natur, in: Norbert Fenzl, Wolfgang Hofkirchner,

Gottfried Stockinger (Hrsg.): Information und Selbstorganisation – Annäherung an eine vereinheitlichte Theorie der Information, Studien Verlag, Innsbruck-Wien, 1998

3 K. Fuchs-Kittowski: Dissertation zum Thema: Das Problem des Determinismus - technische Regelung und Regulationsgeschehen im lebenden Organismus, Humboldt-Universität zu Berlin, Dezember 1964

4 Manfred Eigen: Selforganization of Matter and the Evolution of Biological Macromolecules, in: Naturwissenschaften. Heft 10/1971

5 Ludwig von Bertalanffy: Das Modell des offenen Systems, in Nova Acta leopoldine, Johann Ambrosius Barth, Leipzig 1968

6 P. Docherty, K. Fuchs-Kittowski, P. Kolm, L. Mathiassen (Editors): „System design for human development and pruductivity: participation and beyond", North-Holland, Amsterdam, New York, 1987

7 P. Van Den Besselar, A. Clement, P. Järvinen (Editors): Information System, Work and Organization Design, North-Holland, Amsterdam, New York, 1991

8 Ludwig Wittgenstein: Tractatus Logico- Philosophicus, Routledge & Kegan Paul, New York, 1922

9 Heinz von Förster, KybernEthik, Merve Verlag Berlin, 1993

10 K. Fuchs-Kittowski, B. Wenzlaff: Probleme der theoretischen und praktischen Beherrschung moderner Informations- und Kommunikationstechnologien, Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Heft 6, 1987

11 F. Fuchs-Kittowski, K. Fuchs-Kittowski, K. Sandkuhl, Synchrone Telekooperationssysteme als Bausteine virtueller Unternehmen: Schlußfolgerungen aus einer empirischen Untersuchung, in: Groupware und organisatorische Innovation, Tagungsband der D-CSCW '98, B.G. Teubner, Stuttgart, Leipzig, 1998

12 K. Fuchs-Kittowski, L. J. Heinrich, A. Rolf: Information entsteht in Organisationen – in kreativen Unternehmen – Wissenschaftstheoretische und methodologische Konsequenzen für die Wirtschaftsinformatik, in: J. Becker, W. König, R. Schütte, O. Wendt, S. Zelewski (Hrsg.): Wirtschaftsinformatik und Wissenschaftstheorie. Bestandsaufnahme und Perspektive, Gabler Verlag, Wiesbaden, 1999

13 Klaus Fuchs-Kittowski, Hans-Alfred Rosenthal, Selbstorganisation, Information und Evolution, in: Norbert Fenzl, Wolfgang Hofkirchner, Gottfried Stockinger (Hrsg.): Information und Selbstorganisation – Annäherung an eine vereinheitlichte Theorie der Information, Studien Verlag, Innsbruck-Wien, 1998

14 Klaus Fuchs-Kittowski, Probleme des Determinismus und der Kybernetik in der molekularen Biologie (zweite erweiterte Auflage), VEB Gustav Fischer Verlag, Jena, 1976

15 Bernd-Olaf Küppers: Der Ursprung biologischer Information – Zur Naturphilosophie der Lebensentstehung, Piper, München, Zürich, 1986

Hans-Georg Geißler (Leipzig)
Allgemeine Psychologie, Psychophysik, Psychophysiologie
Werdegang und wissenschaftliche Interessen
Werdegang

Geboren am 2. Juli 1935 in Dohna bei Pirna. Frühe naturwissenschaftliche Interessen, späte Entwicklung literarischer Neigungen; Schulabschluß mit Abitur 1953. 1953-1954 Studium Germanistik. 1955 Wechsel zur Physik, Physikstudium bis 1960, Diplomabschluß mit einer quantenphysikalischen Arbeit, veröffentlicht in „Annalen der Physik". Während des Studiums Beschäftigung mit naturwissenschaftlichen Grundlagen von Bewußtseinsphänomenen, erste Berührung mit Fechners Psychophysik und Problemen der modernen Wahrnehmungsforschung. 1960/61 ohne Arbeit.

Literarische Versuche, Studie zur statistischen Deutung des Weberschen Gesetzes und zur Potenzform psychophysikalischer Gesetze, Bewerbung mit dieser Studie bei F. Klix am Psychologischen Institut der Universität Jena. Ab Dezember 1961 Assistent in Jena, 1962–1976 Fortsetzung der Tätigkeit bei Klix als Assistent und Oberassistent am Institut für Psychologie bzw. an der Sektion Psychologie der Humboldt-Universität zu Berlin; Beschäftigung mit Themen der Bezugssystembildung und perzeptiven Raumorientierung; experimentalpsychologische Analysen zur zeitlichen Dynamik der visuellen Raumorientierung, Entwicklung eines netzwerktheoretischen Ansatzes zur Beschreibung adaptiver Leistungen der Wahrnehmung, 1968/69 transformationstheoretische Deutung psychophysikalischer Gesetze (Ansatz der „Indirekten Eichung"); Ansatz zur gedächtnisgestützten Bezugssystemdynamik. 1970 Promotion zum Dr. rer. nat. mit „summa cum laude" mit einer Dissertation zum Thema „Eichgesetz und Raumorientierung".

Ab 1970 experimentelle und theoretische Arbeiten zu den Themen: Architektur komplexer Erkennungsprozesse, Feinstruktur aufgabenabhängiger Entscheidungsvorgänge, Format und zeitliche Dynamik von Gedächtnisrepräsentationen; gemeinsame Untersuchungen mit Mitarbeitern des Bereichs Arbeits- und Ingenieurpsychologie zu Fragen der Anforderungsklassifikation und der anforderungsabhängigen operativen Gedächtnisbelastung. 1971–1973 Vertreter des Bereichsleiters F. Klix. Herbst 1974/ Frühjahr 1975 Zusatzstudium in Moskau: Neuropsychologiekurs bei A. Luria, Kognitive Psychophysiologie und Ergonomie bei E. N. Sokolov und

V. P. Sintschenko; Aufbau von Kooperationsbeziehungen zum Moskauer Akademieinstitut auf den Gebieten der psychophysikalischen und psychophysiologischen Analyse perzeptiv-kognitiver Prozesse. 1975 Promotion zum Dr. sc. nat., Dissertation B (Habilitationsschrift) „Systemanalytische Prinzipien in der Psychologie"; 1976 Berufung zum Hochschuldozenten für Allgemeine Psychologie; 1980-1982 Direktor für Forschung der Sektion Psychologie der Humboldt-Universität zu Berlin.

1982 Berufung zum Ordentlichen Professor für Allgemeine Psychologie an die Sektion Psychologie der Universität Leipzig; 1993 Umwandlung der Professur in C4-Professur für Allgemeine Psychologie. 1985–1990 Tätigkeit als Direktor für Forschung der Sektion Psychologie der Universität Leipzig; 1982–1987 zus. mit H. Simon Tätigkeit als Berater des niederländischen ZWO-Prioritätsprojektes „Strukturelle Informationstheorie", Initiierung eines Universitätsvertrages mit der Universität Nijmegen. Herbst 1984 Informations- und Vortragsreise USA/Kanada mit Aufenthalten in Los Angeles, Berkeley, San Diego, New York, New Haven, Hamilton und Montreal; Forschungen zu Grundlagen einer psychologischen Theorie struktureller Information, Erweiterungsansatz für Strukturen des perzeptiven Langzeitgedächtnisses; Erstveröffentlichung (mit H. Buffart, Nijmegen) des Ansatzes der „Gedächtnisgeleiteten Inferenz" zur Analyse komplexer Erkennungsleistungen. Entwicklung des taxonomischen „Zeitquantenansatzes" TQM zur Untersuchung von Zeitgebermechanismen der Kognition.

1990 Teilnahme am Projekt „Mind and Brain" des Zentrums für interdisziplinäre Forschung der Universität Bielefeld (ZiF), Beginn von Studien zum Alpha-Band der Hirnaktivität. 1991 Juni Wiederaufnahme von Kooperationsbeziehungen zu dieser Thematik zum Moskauer Institut für Psychologie der Russischen Akademie der Wissenschaften (A. N. Lebedev); Simulationsstudien zu Kaskaden von Informationsprozessen im Gedächtnis; experimentelle Analyse zeitlicher Quanteneffekte bei Scheinbewegungen. 1992 Wahl zum Fachgutachter der DFG für Allgemeine Psychologie für Physiologische Psychologie, Psychologische Methodenlehre und Geschichte der Psychologie; 1993–1997 Direktor des Instituts für Allgemeine Psychologie der Fakultät für Biowissenschaften, Pharmazie und Psychologie der Universität Leipzig. Mitbegründer des Zentrums für Kognitionswissenschaft am Zentrum für Höhere Studien der Universität Leipzig. Organisation internationaler

Tagungen zur Psychophysik und zeitlichen Architektur kognitiver Prozesse; fünf englische Herausgeberwerke zu dieser Thematik.

Wissenschaftliche Interessen und Pläne

Die Forschungsanstrengungen und ihre Ergebnisse konzentrierten sich auf Fortschreibungen der „Inneren Psychophysik", d. i. der exakten wissenschaftlichen Erfassung der Beziehungen zwischen kognitiven Leistungen und ihrer Grundlage im Nervensystem. Der psychologische Beitrag besteht hierbei in der Meßbarmachung verhaltenswirksamer Effekte und in ihrer zusammenhängenden Beschreibung, ohne die Funktion und Zusammenwirken zugeordneter Vorgänge im Gehirn nicht präzise erfaßt werden können. Der Ansatz der „Indirekten Eichung" versucht dabei die grundlegende theoretische Frage zu beantworten, wie sich eine metrische Korrespondenz zwischen Umgebungseigenschaften und subjektivem Abbild entwickeln kann, obwohl auch alle Rückmeldungen über Verhaltenserfolge nur in Form von neuralen Erregungen zur Verfügung stehen. Der Ansatz der „Gedächtnisgeleiteten Inferenz" intendiert die Entzifferung gesetzmäßiger zeitlicher Ordnung in komplexen Vorgängen der Kognition. Grundgedanke ist dabei, daß keine hierarchisch differenzierten Regeln erlernt werden, sondern nur eine kleine Anzahl relativ universeller Entscheidungsregeln existiert, deren Einsatz im spezifische Ablauf kognitiver Prozesse weitgehend durch aufgabenabhängig strukturierte Repräsentationen im Gedächtnis gesteuert wird. Auf der Basis dieses heuristischen Prinzips gelang in vielen Fällen die weitgehende Aufklärung der zeitlichen Architektur komplexer Erkennungsprozesse und in Zusammenhang damit die Abschätzung kognitiver Operationszeiten. Der taxonomische „Zeitquantenansatz" TQM geht aus von der Tatsache, daß nur bestimmte Operationszeiten beobachtet werden, deren Werte in relativ schmalen „Bändern" von Vielfachen einer Periodendauer von ca. 55 Millisekunden liegen. Eine breitere Analyse dieses Sachverhalts unter Einbeziehung ganz anderer kognitiver Aufgaben und Meßmethoden hat nahegelegt, daß sich die flexible Zeitstruktur kognitiver Vorgänge als Folge von Resonanzzuständen des Gehirns darstellen läßt, deren Grundlage sehr rasche Oszillationen im Millisekundenbereich mit einer bevorzugten Dauer von 4,5 Millisekunden sind. Die resultierenden metastabilen Zustände entsprechen je nach Aufgabenstellung analog strukturierten „Zeitbereichen" unterschiedlicher Ausdehnung. Die Aufbaueigen-

schaften des TQM scheinen eine neue logische Möglichkeit der Analyse im Rahmen der Inneren Psychophysik zu eröffnen, indem sie die Suche nach Korrespondenzen zwischen psychologischem Effekt und physiologischer Grundlage auf gemeinsame zeitliche Invarianten zurückführen. Dem Nachweis solcher Invarianten sind laufende Forschungsprojekte gewidmet.

Rainer Herzschuh (Leipzig)
Analytische Chemie
Curriculum vitae

Geboren am 13. 8. 1937 in Limbach-Oberfrohna, Kreis Chemnitz, verheiratet, 2 Kinder.

Besuch der Grundschule und Oberschule in Großenhain/Sachsen und Ablegung des Abiturs 1955.

1955–60 Chemiestudium an der Karl-Marx-Universität Leipzig und Abschluß mit einer Diplomarbeit in Organischer Chemie unter W. Treibs.

Anschließend befristeter Assistent und 1964 Promotion an der Math.-Nat. Fakultät der Karl-Marx-Universität Leipzig mit der Dissertation zum Thema „ Autoxidation von Fettsäureester in Anwesenheit von Methanol und Protonen „.

Danach wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Organische Chemie mit Lehrtätigkeit und Forschung auf organisch-analytischen Gebieten, besonders der organischen Elektrochemie.

Ab 1969 Aufbau eines Labors für Massenspektrometrie an der Leipziger Universität.

Ernennung zum Hochschuldozenten für Strukturanalytik (1971), Dr. sc. (1979) und Berufung zum ordentlichen Professor für Analytik (1985) an der Karl-Marx-Universität Leipzig.

Aufbau und Leiter eines von Hochschule und Industrie finanzierten Labors für Kohleanalytik.

Forschungsaufenthalte zum Thema Massenspektrometrie an der Moskauer Universität und Umweltanalytik/Ökologische Chemie in Finnland.

1993 – Abberufung und Einstellung als unbefristeter Mitarbeiter und Leiter der Forschungsgruppe Massenspektrometrie am Institut für Analytische Chemie der Fakultät für Chemie und Mineralogie an der Universität Leipzig.

Werner Krause (Jena)
Allgemeine Psychologie
Wissenschaftliches Interesse und Vorhaben: Elementaranalyse von Denkprozessen

Die gemessene Test-Intelligenz und die Messung intelligenter Leistungen im realen komplexen Problemlösen liefern nicht das gleiche Ergebnis. Die Ursache für diese fehlende Beziehung und eine damit fehlende Vorhersagemöglichkeit liegt im unaufgeklärten Denkprozeß begründet.

Die eigene Forschung behandelt – aufbauend auf der von Klix (1992) vorgelegten evolutionär begründeten Entwicklung der Natur des Verstandes- eine Elementaranalyse von Denkprozessen mit psychophysikalischen und neurowissenschaftlichen Methoden und hat die Messung und Förderung von Denkleistungen zum Ziel. Diese Sichtweise erlaubt eine neue Einordnung menschlicher Informationsverarbeitungsprozesse in die Psychologie als Naturwissenschaft.

Eigenschaften kognitiver Strukturen und Modalitäten werden psychophysikalisch nachgewiesen und neurowissenschaftlich untermauert. Sie stellen Basiskomponenten dar, für die die Anforderungsinvarianz nachgewiesen ist bzw. wird.

Unter dem Strukturaspekt wird Denken als Ausbildung und Transformation kognitiver Strukturen aufgefaßt. Vor dem Hintergrund einer Systematik kognitiver Strukturtransformationen, wie sie von Sommerfeld (1994) entwickelt wurde, ist gezeigt, daß gute Problemlöser aufwandsarme kognitive Strukturen ausbilden. Vereinfachungsleistungen – als Reduktion kognitiver Komplexität (Kotkamp, 1999) – lassen sich so quantifizieren.

Unter dem Modalitätsaspekt ist zunächst plausibel, daß der Denkprozeß in Begriffen und Bildern abläuft. Die frühzeitige und gleichzeitige Aktivation mehrerer Modalitäten bei einer Anforderungsbewältigung ist möglicherweise ein Indikator für Hochbegabung. Phänomenologisch bedeutet dies, daß ein Hochbegabter z. B. Kreis und Kreisgleichung gleichzeitig aktiviert, um eine Anforderung zu bewältigen. Diese Doppelrepräsentationshypothese bei mathematischer Hochbegabung soll topographisch verifiziert werden. Das geschieht mit Hilfe der von Schack (1999) entwickelten adaptiven EEG-Kohärenzanalyse, die ein adäquateres Maß für den menschlichen Informationsverarbeitungsprozeß darstellt im Vergleich zu traditio-

nellen EEG-Analysemethoden. Mit der von Schack eingeführten Beziehung zwischen Kohärenz und negativer Entropie ist es möglich, Denken als Ordnungsbildung direkt zu messen. Um den Zeitablauf beim Denken auf interne Zustände besser beziehen zu können, wird die von Lehmann (1987) entwickelt Methode der Segmentierung der Segmentierung des EEG-Verlaufes von Schack auf die Kohärenzanalyse erweitert. Die Grundidee der Segmentierung besteht darin, Zeitabschnitte konstanter Isopotentiallinienverteilung zu bestimmen. Tietze (1996) konnte zeigen, daß die Verteilung der Segmente diskret ist, daß kurze Segmentdauern (ca 30 ms) mit großer Häufigkeit auftreten, daß jedoch die seltener auftretenden längeren Segmentdauern (ca. 100 ms und länger) die kognitive Informationsverarbeitung tragen. Lehmann nennt sie die Atome des Denkens. Mit Hilfe von fMRT-Messungen, die gegenwärtig von Goertz und Reichenbach (1999) durchgeführt werden, wird die Prüfung der Doppelrepräsentationshypothese untermauert. Erste Ergebnisse zur EEG-Kohärenzanalyse mathematisch Hochbegabter liegen vor (Seidel, 1999).

Auf der Basis der Doppelrepräsentationshypothese wird die Innovationsstrategie nach Spies (1996) zur Förderung von Denkleistungen begründet. Das Prinzip beruht auf einem von außen erzwungenen Modalitätswechsel. Diese am Institut für Bergbaukunde der RWTH Aachen entwickelte Innovationsstrategie ermöglicht es, technisch Normalbegabte zu Leistungen anzuregen, die allgemein nur bei Hochbegabten beobachtet werden.

Unter Zusammenführung des Struktur-und Modalitätsaspektes läßt sich eine weitere Hypothese zur Hochbegabung prüfen. Klix (1992) hat gezeigt, daß vor allem multiple Klassifikation und Analogiebildung Basiskomponenten des kreativen Denkens sind. Phänomenologisch äußern unsere mathematisch Hochbegabten, daß sie z. B. eine Anforderung zuerst als ein Problem der Elementargeometrie, sodann als ein Problem der Kombinatorik betrachten. Sie aktivieren frühzeitig verschiedene Kategorien. Gegenwärtig wird geprüft, ob die funktionelle Kopplung zwischen kortikalen Arealen, gemessen über eine interregionale EEG-Kohärenz, ein geeignetes Maß zur Abbildung der multiplen Klassifikation als Basiskomponente des Denkens Hochbegabter darstellt.

Literatur:

Goertz, R., Reichenbach, J.R., Mentzel, H.-J., Rzanny, R., Knab, R., Kaiser, W.A. (1999). Lateralized Spatial Processing – A fMRI Study. NeuroImage, 9,6, S. 326

Klix, F.(1992). Die Natur des Verstandes. Göttingen: Hogrefe

Kotkamp, U.(1999). Elementares und Komplexes Problemlösen: Über Invarianzeigenschaften in Denkprozessen. Lengerich: Papst

Krause, W. (1999). Denken und Gedächtnis aus naturwissenschaftlicher Sicht. (in der Begutachtung)

Lehmann, D., Ozaki, H., Pal, I. (1987). EEG alpha map series: brain micro-states by space-oriented adaptive segmentation. Electroencephalogr. clin. Neurophysiol., 67, 271–288.

Schack, B.,(1999). Dynamic Topographic Spectral Analysis of Cognitive Processes. In Ch. Uhl (Ed.), Analysis of Neurophysiological Brain Functioning. Berlin, Heidelberg, New York: Springer

Seidel, G. (1999). Aufwand und Modalität – Zur Trennung von Koordinations – und Ausführungsaufwand kognitiver Operationen bei einfachen mathematischen Problemen unterschiedlicher Modalität mittels EEG-Kohärenzanalyse. Diplomarbeit, Institut für Psychologie der Universität Jena

Sopmmerfeld, E.(1994). Kognitive Strukturen. Münster: Waxmann

Spies, K. (Hrgb.)(1996). Ein methodischer Weg zu innovativen Technologien. Verlag der Augustinus Buchhandlung: Aachen

Tietze, H.(1996). Prozeßanalyse von Vergleichsprozessen mittels Segmentierung. Diplomarbeit. Institut für Psychologie der Universität Jena.

Dietmar Linke (Cottbus)

Anorganische Chemie, Festkörperchemie

Selbstvorstellung

Geboren wurde ich 1940 in einer böhmischen – damals kurzzeitig zu Deutschland gehörenden – Kleinstadt. 1945 wurde ich durch Umsiedlung unserer Familie zum Thüringer, 1979 zum Berliner und durch die derzeitige Tätigkeit in Cottbus ab 1993 – im Vorgriff auf die angestrebte Länderfusion – zum „Berlino-Brandenburger".

Meine beruflichen Erfahrungen liegen vorrangig auf dem Gebiet der anorganischen Chemie bzw. der Materialwissenschaften; sie erwuchsen aus dem Chemiestudium 1958–1963 in Jena (unter anderen bei den Hochschullehrern Lothar Kolditz, Günter Drefahl und Heinz Dunken) sowie aus den bisherigen Forschungsarbeiten,

in den 60er Jahren (1962–1968, Diplomarbeit bzw. Promotion A zum Dr.rer.nat.) zu Komplexbildungsgleichgewichten von Aminocarbonsäuren und Dioximen mit Übergangsmetall-Ionen in wäßriger Lösung und in

wäßrig-organischen Lösungsmittel-Gemischen,

in den 70er Jahren (bis 1978, Promotion B und „facultas docendi" für Anorganische Chemie) zu Struktur-Eigenschafts-Korrelationen bei Spezialgläsern für Optik und Gerätebau,

in den 80er Jahren (1982–1991 Abteilungsleiter Keramische Werkstoffe am Zentralinstitut für Anorganische Chemie der AdW der DDR) zur Entwicklung von Hochleistungskeramik, insbesondere auf der Basis von Siliciumnitrid.

Wegen der seit Beginn der 90er Jahre sehr begrenzten Forschungskapazität [zunächst im Rahmen des „Wissenschaftler-Integrations-Programms" (WIP), ab Ende 1993 an der Brandenburgischen Technischen Universität Cottbus (BTUC), dort allerdings ohne Studiengang Chemie und mithin ohne eigene Diplomanden] ist derzeit im Rahmen meiner Professur für anorganische Chemie an der BTUC nur die Konzentration auf wenige Schwerpunkte möglich:

Grundlagen-Untersuchungen zum Ablauf von Modellreaktionen zur Synthese von Werkstoffen aus hochdispersen Pulvern (zum Beispiel mittels Hochtemperatur-Thermoanalyse),

Synthese und Charakterisierung von hochnitridhaltigen Gläsern möglichst hoher thermischer Stabilität,

Oberflächenmodifizierung von Feinstpulvern zur gezielten Beeinflussung von deren keramtechnologischer Verarbeitbarkeit.

Erwähnen möchte ich außerdem meine langjährigen Interessen auf dem Gebiet der Chemiegeschichte. Während meiner Dozentur für Anorganische Chemie an der Humboldt-Universität zu Berlin (1979–1982) und einige Jahre danach übernahm ich die entsprechende Lehrveranstaltung, wirkte außerdem an dem Lexikon „ABC Geschichte der Chemie" mit.

Die zehnjährige Pause auf diesem Gebiet – die Notwendigkeit, nach der Liquidation der AdW der DDR gemäß Einigungsvertrag eine neue berufliche Position zu finden, setzte andere Prioritäten! – ist nun beendet, vor allem durch das Goethejahr und den zeitgleichen 150. Todestag des Chemikers und Goethe-Beraters Johann Wolfgang Döbereiner, über den ich schon früher gearbeitet hatte.

Die bisherige Teilnahme als Gast an den wissenschaftlichen Veranstaltungen der Leibniz-Sozietät gibt mir die freudige Erwartung, aus diesem Kreis wertvolle Anregungen für meine künftigen Vorhaben zu erhal-

ten. Ich hoffe, auch selbst für die Sozietät nützliche Beiträge leisten zu können.

Heinz Militzer (Eichwalde)
Geophysik

Geboren 1922 in Freiberg studierte ich Mathematik/Physik an der TH Dresden und angewandte Geophysik an der Bergakademie Freiberg. Hier promovierte ich auch mit Arbeiten über die Anwendung der Geophysik im Ingenieur- und Bergbau. Dabei wurde Neuland auf dem Gebiet elektrischer Eigenpotentialmessungen untertage sowie bei der Weiterentwicklung nahseismischer Verfahren mittels sprengstoffloser Energieanregung in Theorie und Praxis beschritten.

Auch in den Folgejahren lag der Schwerpunkt meiner Forschungsarbeiten in der breiten Anwendung der Geophysik im Ingenieur- und Bergbau. In geophysikalischen Fragen der Untertage-Erkundung zwecks optimaler Abbauführung sowie der Bergbausicherheit generell und speziell für den Braunkohle- und Kalibergbau entwickelte sich das Institut für angewandte Geophysik der Bergakademie Freiberg unter meiner Leitung zu eoiner international anerkannten Leiteinrichtung.

Nach meiner Berufung zum Professor mit Lehrstuhl und Direktor des Instituts sowie später der ersten Sektion Geowissenschaften in der DDR war mein besonderes Augenmerk auf Ausbau und Weiterentwicklung einer modernen und eng mit der Forschung verbundenen Lehre gerichtet. Die Ergebnisse zahlreicher Kooperationsbeziehungen und einer umfangreichen Gastlehrtätigkeit an Hochschulen des In- und Auslands waren wesentliche Grundlagen bei der Entwicklung einer allseits in Fachkreisen anerkannten „Freiburger Schule" für angewandte Geophysik.

Von mir wurden etwa 200 wissenschaftliche Publikationenverfaßt, davon 24 Monografien und Lehrbücher. Ein gemeinsam mit F. Weber herausgegebenes Lehrwerk in drei Bänden Angewandte Geophysik" stellte Ende der 80er Jahre das erste seiner Art seit 30 Jahren in deutscher Sprache dar, fand international bemerkenswerte Resonanz und wurde zu einem großen Teil ins Arabische übersetzt. Ich habe 54 Promotionen verantwortlich betreut und zu einem erfolgreichen Abschluß geführt, davon 13 Promotionen B.

Nach meiner Emeritierung habe ich mich zusammen mit Akademiemitglied Otto Prokop einigen Fragen des naturwissenschaftlich verbrämten Aberglaubens sowie pseudowissenschaftlicher Betrachtungen zur Lagerstättenkunde aus geophysikalischer und medizinischer Sicht gewidmet und die Ergebnisse in einigen Publikationen diskutiert.

Jan Pirożyński (Krakau)
Polonistik, Geschichte
Selbstvorstellung

Von der Ausbildung bin ich Historiker. Ich habe in Krakau an der Jagiellonen-Universität studiert und fast meine ganze berufliche Karriere ist mit dieser Hochschule verbunden. Zur Zeit bin ich Professor für Geschichte der Frühen Neuzeit am Historischen Institut dieser Universität.

Meine Diplomarbeit betraf die Geschichte der Reformation in Polen und trug den Titel „Die christlichen Gespräche von Marcin Czechowic als Spiegel seiner sozial-politischen Anschauung". Meine Doktordissertation war dem Warschauer Sejm aus dem Jahre 1570 gewidmet und meine Habilitationsschrift der Herzogin Sophie von Braunschweig-Wolfenbüttel, also einer polnischen Prinzessin auf dem deutschen herzoglichen Thron in der Renaissancezeit.

Ich habe 5 Bücher veröffentlicht und ca. 150 Aufsätze, davon einen Teil auf Englisch und Deutsch.

Viele meine Beiträge und zwei Bücher betreffen die Bibliotheks- und Buchgeschichte. In der Vergangenheit habe ich lange in der Jagiellonen-Bibliothek gearbeitet. In den Jahren 1981–1993 war ich dort als Bibliotheksdirektor tätig.

Meine wissenschaftlichen Interessen sind aber auch anderen Themen gewidmet – der Kulturgeschichte und den deutsch-polnischen Beziehungen in der Frühen Neuzeit.

Ich habe vor, noch über das Bild von Polen in der deutschen öffentlichen Meinung seit dem 16. bis zum 18. Jh. eine größere Abhandlung zu schreiben. Ein anderes Thema, das ich ins Auge fasse, ist die Geschichte der polnischen Bibliotheken vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Alle diesen Pläne müssen aber auf die Realisierung noch etwas warten. Jetzt bin ich mit der

Vorbereitung eines sehr umfangreichen Buches über die Buchdrucker in Kleinpolen im 17. und 18. Jh. sehr beschäftigt, und dieses Buch muß bis Ende des Jahres fertig sein.

Als Realist denke ich über andere Pläne noch nicht nach. Es kann sich aber mit der Zeit ändern.

Ernst-Otto Reher (Halle)
Verfahrenstechnologie, Rheologie
Mein wissenschaftliches Arbeitsgebiet

Das Gebiet, das ich vertrete und das ich hier kurz vorstellen möchte, ist die Verarbeitungstechnik und Rheologie, – eine Ingenieurdisziplin zwischen Verfahrenstechnik und Fertigungstechnik.

In den siebziger und achtziger Jahren unseres Jahrhunderts bildete sich das Lehr- und Forschungsgebiet der Verarbeitungstechnik an den Technischen Hochschulen und Universitäten heraus.

Der Maschinenbauer G. Tränkner veröffentlichte als erster eine Arbeit mit dem Titel : Verarbeitungstechnik – Prototyp einer fortschrittlichen Ingenieurdisziplin (1). In den darauffolgenden Jahren wurden in Analogie zur Verfahrenstechnik die Gebiete der Prozeßverarbeitungstechnik als Einheit von Prozeß und Verarbeitungsmaschine und die Systemverarbeitungstechnik als Einheit von Technologie und Anlage herausgebildet. Ein wesentliches Merkmal der Verarbeitungstechnik ist die Verarbeitung nichtmetallischer Stoffe zu formstabilen Erzeugnissen (z. B. Polymere, Glas, Keramik, Verbundwerkstoffe, Papier etc.) (2).

Eine zentrale Bedeutung für die Verarbeitungstechnik hat die Stoffkennzeichnung fluider, nicht-newtonscher Medien in Form der Schmelzen und Dispersionen. Das Gebiet der Rheologie erweist sich hierfür als Wissenschaftsdisziplin äußerst fruchtbar, um derartige Materialien zu kennzeichnen. Zur Berechnung von Bewegungsvorgängen nicht-newtonscher Fluide in Maschinen und Anlagen der Verarbeitungstechnik, sind rheologische Konstitutivgleichungen (RKG) erforderlich, um die Bilanzgleichungen zu komplettieren. Neben der theoretischen Entwicklung der RKG sind experimentelle Methoden der Rheometrie erforderlich, die die Materialfunktionen der RKG präzisieren bzw. überprüfen auf ihre physikalische

Relevanz. Zusammenhänge zwischen den rheologischen Materialfunktionen bzw. einzelnen Parametern der rheologischen Materialfunktionen und dem molekularen Aufbau bei Polymeren, der Wechselwirkungen bei Blends, der Teilchenformen bei Suspensionen, der Struktur der Schäume etc. werden gefunden und machen somit die Rheometrie zu einem wichtigen Instrument der Stoffkennzeichnung und Qualitätskontrolle.

Beide Aufgabenbereiche:
a) Strömung rheologischer Fluide in technologischen Ausrüstungen,
b) Stoffkennzeichnung und Qualitätskontrolle,
spielen in der Technologie der Herstellung, Verarbeitung und Anwendung von Polymerwerkstoffen, Polymercompositen, Lebensmitteln, keramischen Werkstoffen etc. eine dominierende Rolle.
Hierzu wurden in den letzten Jahren für polymere Materialien Beiträge geliefert, die in einer Auswahl kurz zusammengefaßt erwähnt werden sollen.

So konnte festgestellt werden, daß der Krümmungsradius der Viskositätsfunktion beim Übergang vom linearen zum nichtlinearen Verhalten mit der Uneinheitlichkeit der Molekulargewichtsverteilung der Polymeren korreliert. Theoretische Begründungen hierzu konnten im Ansatz gegeben werden. Anwendung findet dieses Ergebnis in der On-line-Kapillar-Rheometrie, für die auch ein mathematisches Modell zur Schmelzindexbestimmung entwickelt wurde. Erstmals wurde auch ein dynamisch arbeitendes Kapillar-On-line-Rheometer entwickelt, mit dem sowohl die viskosen, als auch die elastischen Eigenschaften der Polymerschmelzen bestimmbar wurden (3).

Für 3- und 4-parametrige Viskositätsfunktionen wurden die rheologischen Parameter für verschiedene Polymerklassen mathematisch ermittelt und mit molekularen Daten (mittlere Molmasse, Uneinheitlichkeit) korreliert (4). Diese Modelle werden immer häufiger für Strömungsberechnungen angewendet.

In der Rheometrie viskoelastischer Schmelzen sind mehrere Korrekturverfahren erforderlich, um die wahre Viskositätsfunktion zu erhalten. Durch die Einführung dimensionsloser Größen gelang es erstmals vergleichbare Bedingungen zu schaffen und damit Materialklassen zu bilden und somit eine wesentliche Modellbildungshilfe zu schaffen für technologische Prozeßmodelle (5).

In Gemeinschaft mit der Firma Göttfert GmbH/Buchen wurden und werden z. Z. noch diese Ergebnisse softwaremäßig und gerätetechnisch umgesetzt, die auch zu einer Promotionsarbeit führten. Auch für die Zukunft werden auf dem Gebiet der technischen Rheologie gemeinsame Projekte realisiert.

Literatur:

(1) G. Tränkner, Maschinenbautechnik 25 (1976) 9, S. 394–396
(2) Autorenkollektiv, Verarbeitungstechnik, VEB Deutscher Verlag für Grundstoffindustrie 1978
(3) A. Göttfert, E.O. Reher, Kautschuk, Gummi, Kunststoffe 9 (1998) S. 609–615
(4) A. Göttfert, E.O. Reher, J.M. Balagula Int. Polymer Processing 1 (1999)
(5) A. Göttfert, E.O. Reher, J.M. Balagula ANTEC'99, USA, NY.

Gabriella Schubert (Jena)
Südslawische Landeskunde, Slawistik
Selbstvorstellung

Sehr verehrter Herr Präsident, meine Damen und Herren!

Zunächst erlauben Sie mir, meine Freude darüber zum Ausdruck zu bringen, daß ich in den erlauchten Kreis dieser Sozietät aufgenommen wurde. Meiner verehrten Kollegin und Mitstreiterin in südslawistischen Belangen, Friedhilde Krause, sowie Herrn Kollegen Lötzsch, danke ich dafür, daß sie mich zur Aufnahme vorgeschlagen haben.

Nun zu meiner Person, meinem wissenschaftlichen Werdegang und meinen Interessengebieten:

Geboren und aufgewachsen bin ich auf der Pester Seite der ungarischen Hauptstadt Budapest, in einer kleinen Straße am Volksstadion. Dieser Stadt bin ich im Grunde meines Herzens bis heute treu geblieben, auch wenn sich mein Lebensmittelpunkt durch Übersiedlung unserer Familie nach Deutschland verlagert hat. In Berlin-West besuchte ich von 1958 bis 1962 das Gymnasium und eignete mir die deutsche Sprache an. Nachdem ich im September 1962 das Abitur abgelegt hatte, steuerte ich zunächst ein praxisnahes Betätigungsfeld als Übersetzerin und Dolmetscherin für die Berliner Gerichte und Notare in den Sprachen Russisch, Englisch und Ungarisch an.

Vom Wunsch nach „Höherem" getragen, entschloß ich mich jedoch, im Sommersemester 1971 ein Ordentliches Studium der Slavistik und Bal-

kanologie bei den Professoren Dr. Norbert Reiter, Dr. Klaus-Dieter Seemann und Dr. Herbert Bräuer, Schülern des bedeutenden Slavisten Max Vasmer, an der Freien Universität Berlin aufzunehmen. Dieses Studium schloß ich im April 1977 mit dem Magisterexamen ab. Thema meiner Magisterarbeit war: Die ungarischen Lehnwörter im Serbokroatischen unter besonderer Berücksichtigung der Rückentlehnungen.

An diesem Punkt begann meine wissenschaftliche Laufbahn, denn bereits im Mai 1977 wurde ich Wissenschaftliche Assistentin an der Abteilung Balkanologie des Osteuropa-Instituts. In meiner fünfjährigen Assistentenzeit war ich in die Lehr- und Forschungsplanung des Faches Balkanologie eingebunden, und dadurch, aber auch aus persönlicher Neigung, verschob sich das Feld meiner Beschäftigungen immer mehr in Richtung Südosteuropa. Ethnologische Themen standen im Mittelpunkt meiner Lehrtätigkeit. Außerhalb der Universität habe ich in dieser Zeit ehrenamtlich in der Deutsch-Jugoslawischen Kulturgesellschaft mitgearbeitet und mich um die Vermittlung der Kulturen Jugoslawiens in Deutschland bemüht.

Im September 1981 wurde ich an der Freien Universität mit der Arbeit Ungarische Einflüsse in der Terminologie des öffentlichen Lebens der Nachbarsprachen promoviert. Diese ist als Band 7 der „Balkanologischen Veröffentlichungen des Osteuropa-Instituts Berlin" 1982 erschienen. Sie wurde von der Südosteuropa-Gesellschaft München mit einem Preis ausgezeichnet.

Seit 1985 war ich in der Abteilung Balkanologie als Akademische Rätin auf einer Dauerstelle tätig. Seit dieser Zeit verfestigte und erweiterte sich meine Spezialiserung auf den südosteuropäischen Raum durch Arbeiten auf den Gebieten der sprachlichen Wechselbeziehungen, der Kulturgeschichte, der Kultursemiotik, Ethnologie, Ethnographie und Volksdichtung, wobei ich stets den ganzen, von Ungarn im Norden bis zur Türkei im Südosten reichenden Raum im Blickfeld hatte, wenngleich ich mich in Detailfragen insbesondere auf den ungarisch-südslawisch-rumänischen Raum konzentrierte. Unter dieser Prämisse entstand meine Habilitationsarbeit zu dem Thema „Kleidung als Zeichen. Kopfbedeckungen im Donau-Balkan-Raum", mit der mein Habilitationsverfahren 1990 eröffnet wurde. Nach meinem öffentlichen Habilitationsvortrag zu dem Thema „Pfeffer und Paprika im Südosten Europas. Eine sprach- und kulturhistorische Betrachtung" wurde mir im Juni 1991 die venia legendi für das Fach Balkanologie erteilt.

Nach einer Gastprofessur an der Fakultät für Volkskunde der Eötvös-Loránd-Universität Budapest im Jahre 1992 und einer anschließenden Lehrstuhlvertretung an der Universität Leipzig folgte ich im Sommersemester 1995 dem Ruf der Friedrich-Schiller-Universität auf die dortige Professor für Südslawistik. Hier nun begann ich mit dem Neuaufbau der Südslawistik. Daneben bemühte ich mich, nachdem in Berlin das Fach Balkanologie 1995 eingespart wurde, um die Wiederaufnahme des balkanologischen Studienfaches unter dem veränderten Namen „Südosteuropastudien" in Jena – mit Erfolg: Seit dem Wintersemester 1997/98 wird es im Zusammenwirken der Fächer und Professuren für Südslawistik, Rumänistik und Osteuropäische Geschichte an der Friedrich-Schiller-Universität angeboten.

In diesem Zusammenhang, aber auch bedingt durch die jüngsten Ereignisse und Konflikte in Südosteuropa, haben sich zu den bisherigen Lehr- und Forschungsinhalten einige neue herausgebildet. In diesem Zusammenhang sind insbesondere drei Themen zu erwähnen: 1. Identität und Sprache, Sprache und Politik im südslawischen Raum; 2. Deutsch-südslawische Beziehungen und 3. Das Eigene und das Fremde im Donau-Balkan-Raum im Spiegel der Literatur; letzteres ist auch ein Drittmittelprojekt. In diesem Zusammenhang entstanden Arbeiten wie Einzelaspekte neuer Mehrsprachigkeit im ehemaligen Jugoslawien (1997); Zu deutschen Übertragungen balkanslavischer Volkspoesie (1997) oder Identität und Abgrenzung in Witzen aus dem Donau-Balkan-Raum (1996).

Dem Ziel der Völkerverständigung dienten einige von mir in Jena organisierte internationale Symposien in einer Zeit, in der die deutsch-südslawischen Beziehungen vom jugoslawischen Bürgerkrieg überschattet waren. Durch die Teilnahme renommierter Kollegen aus Serbien neben solchen aus anderen Ländern Südosteuropas und aus Deutschland sollte in diesem Sinne ein Zeichen gesetzt werden. Diesem Ziel dienen auch Ehrenämter, die ich in den letzten beiden Jahren übernommen habe: die Leitung der Zweigstelle Jena der Südosteuropa-Gesellschaft München sowie die Vizepräsidentschaft der Deutsch-Bulgarischen Gesellschaft (Berlin), schließlich auch die Herausgeberschaften der beim Verlag Otto Harrassowitz erscheinenden „Zeitschrift für Balkanologie" und der slavistischen Reihe „Scripta Slavica" (Biblion Verlag, Marburg).

Wie aus dem Gesagten erkennbar, bin ich keine Leibniz-Kennerin, son-

dern eher eine Bewunderin des großen deutschen Gelehrten, doch ich freue mich darauf, in diesem Kreise mehr über ihn zu erfahren und neue Kollegen kennenzulernen.

Waltraut Seidel-Höppner (Berlin)
Philosophie

Zu einigen theoretischen Klippen der Forschung
Mein Forschungsinteresse und meine Liebe gehören seit Jahrzehnten der Geschichte sozialistischer Bestrebungen vor Marx. Ausgelöst wurde beides eher zufällig, durch meine Diplomarbeit über Wilhelm Weitling (1961). Qualitativ markierte diese Studie den bestimmenden Einfluß des französischen auf den frühen deutschen Sozialismus zwar präziser als vorausgehende Arbeiten, ohne darum das Originäre der Weitlingschen Gedankenwelt zu mindern. Ansonsten aber litt die Darstellung an allen für eine Anfängerarbeit typischen Schwächen. Zur damals über weite Strecken noch unerschlossenen oder mir unzugänglichen Quellenlage kam die in den fünfziger Jahren obwaltende Enge des politischen und theoretischen Denkens. Es bedurfte neuer Quellenfunde, darauf aufbauender Spezialstudien und etlicher Jahre, um die der Fachliteratur entnommenen, durch ein Jahrhundert geschleppten Fehleinschätzungen nach und nach zu korrigieren.

Gleichwohl verdanke ich dem Einstieg in diese Thematik von Anbeginn zweierlei: zunächst erschloß mir die gedankliche Originalität und der politische Freimut dieses ersten deutschen Arbeiterkommunisten einen neuen, im deutschsprachigen Raum vernachlässigten Zugang zur Genesis des Marxismus. Ich begriff schlagartig, wo man die Quellen der sozialistischen Einsichten im Marx´schen Denkgebäude zu suchen hatte und erhielt Antwort auf eine Frage, die mir das damals bevorzugte Erklärungsmuster der Genesis des Marxismus – aus der deutschen klassischen Philosophie – unbefriedigend erhellte. Sodann zog mich das Thema in den Bannkreis des westeuropäischen Sozialismus und seiner weitreichenden Einflüsse auf alle oppositionellen Strömungen im deutschen Vormärz, die im obwaltenden Geschichtsbild bis heute unterbelichtet sind. Die Vermittlung dieses weitgehend unbeachteten Ideenreichtums und der Vielfalt sozialistischer Bestrebungen als Quelle des Marxismus bestimmten zunächst zwangsläufig

theoretischen Ansatz und Akzentsetzung meiner folgenden Quellenpublikationen und Untersuchungen. Das war und bleibt bis heute unverzichtbar, will man den Sozialismus marxscher Prägung dem Dunstkreis genialer Eingebung entreißen und auf den historischen Boden zurückholen, dem er entwuchs. Denn nur im konkreten Vergleich mit vorhergehenden und zeitgenössischen sozialistischen Strömungen läßt sich feinkörnig erfassen, was sein Denksystem von sozialistischen Einsichten der Vorgänger und Zeitgenossen fallen ließ, was es übernahm und was es hinzufügte.

Zum Verständnis der eigenständigen Rolle der vormarxschen Sozialisten in ihrer Epoche und zur geschichtsgerechten Beurteilung ihres spezifischen Beitrags zum Fortschritt der Zivilisation jedoch erwies sich dieser theoretische Ansatz sehr bald als zu eng. Denn deren historische Leistung erschöpft sich nicht in Vorarbeit und Dienstleistung für den Marxismus. Als Interessenanwälte der Rechtlosen und Ausgebeuteten haben Sozialisten wie Kommunisten historische Erfahrungen jederzeit anders verarbeitet als Theoretiker und Politiker der herrschenden Klassen und Schichten und ihrerseits das geschichtsphilosophische und sozialtheoretische Verständnis ihrer Epoche erweitert und vorangebracht. In diesem ihrem Selbstverständnis haben sie auch den status quo in vieler Hinsicht anders beurteilt; ihre Ideologie- und Politikkritik hat das politische Denken sozial aufgeladen und versachlicht, das Demokratieverständnis bereichert und vertieft, den Widerstand der Rechtlosen ermuntert, ihre Emanzipationsbestrebungen sozialpolitisch gerüstet und praktisch befördert; und dies alles lange vor Marx und Engels, und unabhängig von der bahnbrechenden Leistung beider – von beiden übrigens durchaus anerkannt und gewürdigt, zumindest weitergehend als von etlichen ihrer Epigonen. Das gilt sowohl für Fragestellungen, an denen die beiden Klassiker des modernen Sozialismus nahtlos oder auch kritisch weiterführend anknüpfen konnten; das gilt darüber hinaus für Bereiche, um die sich Marx und Engels kaum kümmerten – etwa für das emanzipatorische Potential religiöser Überlieferung, für die Frauen- oder Schulreformbewegung und andere Strömungen.

Was mich zunehmend irritierte: mein teleologisch behafteter Forschungsansatz beförderte unwillkürlich eben das, was ich unterbinden wollte – die Geringschätzung des älteren Sozialismus. Mein theoretisches Herangehen begünstigte verbreitete unhistorische, eindimensionale Bewertungsmaßstäbe, denen das – zumeist statisch gefaßte – Denkgebäude der

beiden Klassiker des modernen Sozialismus als absolutes Maß allen Denkens diente; und dies gewöhnlich ohne Rücksicht auf das, was beide ihren Vorgängern und Zeitgenossen entlehnt hatten. Daß dabei oft genug originäre Auffassungen eines Fourier oder Saint-Simon dem Genie eines Marx oder Engels gutgeschrieben wurden und werden, ist das Schlimmste nicht. Verheerender wirken die durch solches Herangehen suggerierten methodologischen Weichenstellungen, die das allgemeine Bild verzerren. Denn in solchem teleologischen Raster sind sozialistische Vorgänger und Zeitgenossen oft genug nur als Negativfolie der überragenden Leistung von Marx und Engels von Belang: entweder haben sie den letzteren theoretisch vorgearbeitet, dann erscheinen ihre gültigen Einsichten im Marxismus aufgehoben und werden mit ihm überflüssig; oder aber ihre Schwächen gelten im Marxismus als überwunden; dann wird alle weitere Beschäftigung mit ihnen erst recht unnütz, wenn nicht schädlich. In beiden Fällen erlischt jegliche eigenständige Bedeutung älterer Repräsentanten für ihre Epoche; und die einen meinen, sie verlustlos den Abfallhalden der Geschichtswissenschaft überantworten zu können; die andern machen aus der Unsitte eine Tugend und wähnen, sie vergrößern die Denkleistung der Klassiker des modernen Sozialismus, wenn sie diejenige ihrer Vorgänger möglichst kleinschreiben.

Meine empirischen Untersuchungen brachten mich unvermeidlich und zunehmend in Kollision sowohl mit dem eigenen, zu eng gefaßten Denkansatz als auch mit überlieferten und vom Zeitgeist der fünfziger Jahre geprägten engstirnigen Denkrastern und Fehlurteilen, von denen das Geschichtsbild allenthalben wimmelte. Am meisten Unheil hat der zum Stereotyp verknöcherte Kurzschluß einer vermeintlich schroffen Kluft zwischen Utopie und Wissenschaft in der Geschichte des Sozialismus angerichtet. Er sollte das Verständnis des qualitativen Unterschieds zwischen marxistischem und älterem Sozialismus erleichtern; doch er erreichte das Gegenteil: der Marxismus wurde enthistorisiert und dadurch dogmatisiert. Ein in der geschichtlichen Wirklichkeit sehr langwieriger, widersprüchlich verlaufender und kompliziert verflochtener Vermittlungsprozeß wissenschaftlicher Einsicht in gesellschaftliche Zusammenhänge wurde bei der Genesis des Marxismus schematisch und willkürlich gekappt und zur hermetischen Schranke zwischen Utopie und Wissenschaft verhärtet. Dieses vereinfachte Denkmuster erlaubt es bis heute, ohne sichtliche Verletzung

der Regeln formaler Logik allen Sozialismus vor Marx unter eine Geschichte des Utopismus zu subsumieren.

Indessen erweist sich ein solches Schema allein in bezug auf den Realitätsgehalt älterer sozialistischer Theorien als unhaltbar. Begreift man zum einen soziale Wissenschaft als annähernd adäquates Erfassen der Realität und ihrer immanenten Zusammenhänge, dann kann man zumindest den noch heute gültigen Einsichten sozialistischer Vorgänger und Zeitgenossen von Marx wissenschaftliche Qualität nicht absprechen und die Impulse, die der reale Fortschritt der Zivilisation ihnen verdankt, nicht samt und sonders als Geschichte des Utopismus qualifizieren, wie das gang und gäbe ist. Begreift man andererseits das Utopische historischer Prognosen – gleichfalls in bezug auf ihren Realitätsgehalt – als das Unmögliche im Sinne des Noch nicht Möglichen oder als das Nicht in dieser Art und Weise Mögliche, dann wird man in den Gesellschaftsidealen von Konservativen, bürgerlichen Liberalen und Demokraten ebenso wie im Denkgebäude der Klassiker des Marxismus gleichfalls utopische Elemente finden.

Mich jedenfalls brachten meine empirischen Untersuchungen auf Schritt und Tritt in Kollision nicht nur mit dem eigenen ursprünglichen Denkansatz und geltenden Bewertungskriterien, sondern zugleich mit einer Geschichtsauffassung, die Marxisten erlaubt, den roten Faden ihrer ureigenen Tradition sträflich zu vernachlässigen und vormarxsche Sozialisten gelegentlich ärger zu mißhandeln, als bürgerliche Historiker mit ihnen verfahren.

Bis heute stoße ich immer wieder auf theoretisch verschuldete Fehleinschätzungen und dadurch bestimmte unhistorische Maßstäbe und komme allenthalben nicht umhin, hartlebige Vorurteile zu revidieren und das Geschichtsbild des frühen Sozialismus fortwährend von Ungereimtheiten zu entrümpeln. Gewöhnlich korrigiere ich in den Mängeln der anderen von heute meine eigenen von gestern. Zunehmend wichtiger wird mir – im Blick auf die Allmacht kurzschlüssig pragmatischer Denkweise – der Nachweis der oft recht vertrackt vermittelten Impuls- und Langzeitwirkung sozialistischer Bestrebungen als Ferment sozialen Fortschritts, der seine Vollstrecker nicht selten sehr viel später im Lager der einstigen Gegner findet. In Quellentexten und Darstellungen mühe ich mich gestern wie heute, Vorurteile durch Tatsachenwissen zu ersetzen, das historische Blickfeld in dieser Hinsicht zu erweitern und ein Gespür für den soliden historischen Boden zu vermitteln, in dem frühe Emanzipationsbestrebungen wurzeln,

der auch für spätere Generationen eine Fülle von Erfahrungen birgt, keineswegs nur über ungangbare Wege.

Der mehr als mäßige Erfolg hat mein Interesse am älteren Sozialismus und seiner Funktion als Ferment sozialen Fortschritts nicht gemindert. Er hat auch meine Liebe nicht gekühlt. Die gehört gestern wie heute seinen Vertretern – fast ausnahmslos aufrechte selbstlose Streiter für eine humanere Weltordnung. Ihre Geschichte ist seit eh und je die der Verleumdeten, Verfolgten und Besiegten. Das Faszinierende daran bleibt, daß Jahrhunderte der Rückschläge und Niederlagen das Streben nach einer besseren Welt nicht aus der Welt schaffen konnte. Das aber scheint mir nicht nur von historischem Belang.

Christiane Tammer (Halle)
Mathematik
Selbstdarstellung

Im Jahr 1979 beendete ich ein Studium der Mathematik an der Technischen Hochschule Leuna-Merseburg mit einer Diplomarbeit zu Fragen der Dualitätstheorie in der konvexen Vektoroptimierung.

Anschließend arbeitete ich am Institut für Analysis des Fachbereiches Mathematik und Informatik der TH Leuna-Merseburg. Dabei führte ich Lehrveranstaltungen in der Ausbildung von Diplom-Ingenieuren, Mathematikern und Physikern durch.

Meine Promotion, in welcher ich mich mit funktionalanalytischen Grundlagen der Optimierungstheorie, insbesondere mit Trennungssätzen ohne Konvexitätsvoraussetzungen und Dualitätsaussagen in der nichtkonvexen Optimierung beschäftigte, schloß ich 1984 ab.

In Rahmen einer Vertragsforschung für die Chemischen Werke Buna und in Zusammenarbeit mit Ingenieuren der TH Leuna-Merseburg untersuchte ich von 1988 bis 1990 die Anwendung von numerischen Verfahren der mehrkriteriellen Optimierung zur Bestimmung der optimalen Geometriegrößen von chemischen Reaktoren.

In meiner Habilitation (Abschluß 1991) entwickelte ich Konzepte der Skalarisierung von Vektoroptimierungsproblemen, Charakterisierungen von Näherungslösungen, Variationsprinzipien in der mehrkriteriellen Opti-

mierung und deren Anwendungen zur Herleitung von notwendigen Optimalitätsbedingungen. Weiterhin beschäftigte ich mich mit Dualitätsaussagen für vektorielle Approximationsprobleme und deren Anwendung bei der Aufstellung von Algorithmen zur Lösung von vektoriellen Standort- und Approximationsproblemen.

Mein wichtigster Lehrer war Prof. Alfred Göpfert, der mir in vielen Diskussionen interessante Anregungen gab und in mir Freude und Interesse an der wissenschaftlichen Arbeit weckte.

1993 wurde ich Privatdozent am Fachbereich Mathematik und Informatik der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg.

In meiner Forschungstätigkeit beschäftigte ich mich seither mit folgenden Schwerpunkten: Variationsprinzipien und äquivalente Aussagen (Fixpunktaussagen, Tropfentheorem), Variationsungleichungen in halbgeordneten Räumen, numerische Verfahren bei Standort- und Approximationsproblemen, Proximal Point Algorithmen für Steuer- und Approximationsprobleme, Stabilitätsaussagen bei speziellen parametrischen Optimierungsproblemen und stochastischen Steuerproblemen mit gewöhnlichen Ito-Gleichungen als Nebenbedingungen.

Ich arbeitete von 1993 bis 1998 am DFG-Projekt „Ekeland's Variationsprinzip und Optimalitätsbedingungen" mit. Seit 1999 leite ich gemeinsam mit Prof. W. Grecksch ein DFG-Projekt: „Stochastische Optimierung und Steuerung". Im Jahr 1994 hatte ich eine Gastprofessur an der Universität Cluj-Napoca (Rumänien).

1997 nahm ich die Lehrstuhlvertretung „Mathematische Optimierung" an der Universität Leipzig wahr. Weiterhin hatte ich eine Gastprofessur am Royal Military College of Canada (Februar / März 1998), und 1998 /1999 hielt ich Vorlesungen im Rahmen der Kovalevskaja-Gastprofessur an der Universität Kaiserslautern.

Im November 1998 wurde ich zum Universitätsprofessor für Variationsmethoden an den Fachbereich Mathematik und Informatik der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg berufen.

Meine Forschungsergebnisse stellte ich in Publikationen in internationalen Fachzeitschriften dar. 1997 habe ich gemeinsam mit A. Göpfert und J. Seeländer einen Sammelband zur mehrkriteriellen Entscheidungstheorie herausgegeben. Gemeinsam mit A. Göpfert und C. Zalinescu arbeite ich an einer Monographie „Variational Methods in Partially Ordered Spaces".

Zur Zeit betreue ich mehrere Nachwuchswissenschaftler bei ihren Qualifizierungsarbeiten auf den Gebieten der Standortoptimierung und der stochastischen Optimierung und Steuerung.

Meinen Interessen auf dem Gebiet der angewandten Forschung entsprechend arbeite ich in der interdisziplinären Arbeitsgruppe „Entscheidungstheorie und Anwendungen" der Gesellschaft für Operations Research. Weiterhin besteht eine Zusammenarbeit mit dem Umweltforschungszentrum Halle-Leipzig, der Firma „Reinforcement Control" in Leipzig und dem Umweltamtamt der Stadt Halle bei Problemen einer umweltgerechten Standortbestimmung.

Das von meiner Arbeitsgruppe entwickelte Programmpaket „LOCOPT" wurde auf der Internationalen Fachmesse „Verkehr & Logistik" in Leipzig 1998 präsentiert.

Bei anderen gelesen

Werner Scheler und Werner Hartkopf †

Gespräch über die Wiedereröffnung der Berliner Akademie nach dem Zweiten Weltkrieg und über den Neubeginn ihrer Tätigkeit*

Im Jahre 2000 begeht die Berliner Akademie den 300. Jahrestag ihrer Gründung als Kurfürstlich Brandenburgische Societät der Wissenschaften. In den drei Jahrhunderten ihres Bestehens durchschritt die Akademie wechselvolle Zeitläufte, erlebte Blütezeiten wie auch ernste Bedrängnisse. Eine solche existentielle Gefahr für ihren Bestand erhob sich für sie, inzwischen als Preußische Akademie der Wissenschaften, nach dem Zweiten Weltkrieg mit dem Ende des Deutschen Reiches und der Auflösung des Staates Preußen. Die Siegermächte übernahmen die Regierungsgewalt in den von ihnen besetzten Teilen Deutschlands und den jeweiligen Sektoren Berlins. Der Sitz der Preußischen Akademie der Wissenschaften befand sich im sowjetischen Sektor Berlins. Demzufolge wurde die Sowjetische Militäradministration in Deutschland (SMAD) für die Akademie und ihr weiteres Schicksal zuständig. Mit der Einsetzung deutscher Verwaltungen durch die Sowjetische Militärkommandantur erhielten diese bestimmte nachgeordnete Befugnisse. Von Belang für die Akademie waren unter diesen Behörden zunächst der Magistrat von Groß-Berlin und dann die Deutsche Zentralverwaltung für Volksbildung (DVV) in der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ). Noch als Preußische Akademie wurde sie 1945 nach Kriegsende dem Magistrat unterstellt. Leiter der Abt. Volksbildung des Magistrats war Otto Winzer und Leiter des Ausschusses für Wissenschaftsleitung Josef Naas. Mit ihnen waren seitens der Akademie die Verhandlungen über ihre Zukunft zu führen. Am 13. September 1945 wurde die DVV gegründet und Paul Wandel mit ihrer Leitung betraut. In ihre Zuständigkeit fielen ab Oktober/November 1945 u. a. die Universitäten und Hochschulen der SBZ sowie auch die Preußische Akademie der Wissenschaften. Damit wurde

* Abgedruckt mit freundlicher Genehmigung der Redaktion aus: UTOPIE kreativ. Heft 103/104 Mai–Juni 1999, S. 122–142. Das Gespräch wurde am 8.3.1984 aufgezeichnet

Wandel der neue Verhandlungspartner der Akademie. Innerhalb der DVV war Robert Rompe Hauptabteilungsleiter für Hochschulen und Wissenschaft. Naas wechselte in den Parteiapparat der Kommunistischen Partei Deutschlands (KPD) als Leiter der Kulturabteilung des Zentralkomitees und war in dieser Funktion weiter in die Angelegenheiten der Akademie einbezogen. Nach Bildung der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED) im April 1946 war er zeitweise paritätischer bzw. stellvertretender Leiter der Abt. Kultur und Erziehung im Zentralsekretariat des SED-Parteivorstandes. Mit Wirkung vom 28. November 1946 wurde Naas Direktor bei der inzwischen als Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin wiedereröffneten Akademie.

Alle grundsätzlichen Angelegenheiten der Volksbildung, der Wissenschaft und damit auch der Akademie waren mit den zuständigen Offizieren der SMAD abzustimmen und wurden von diesen bzw. dem Obersten Chef der SMAD entschieden. Innerhalb der SMAD bestand eine Abt. Volksbildung unter Leitung von Generalleutnant P. W. Solotuchin. Außer zu ihm bestanden zu weiteren Offizieren der SMAD enge Verbindungen der deutschen Behörden. Desweiteren war die Sowjetische Stadtkommandantur unter Generaloberst N. E. Bersarin für die Aufrechterhaltung der materiellen Arbeitsmöglichkeiten der Akademie und weitere Fragen zuständig.

Die Preußische Akademie befand sich am Kriegsende 1945 in einer prekären Lage. Sie hatte die Jahre zwischen 1933 und 1945 weder unbelastet noch unbeschadet überstanden, hatte zwischen intellektueller Verweigerung, innerem Widerstand und williger Botmäßigkeit gegenüber den braunen Machthabern laboriert, hatte sich dem Nazisystem gefügt, sich kompromittieren lassen und angesehenste Mitglieder aus ‚rassischen' und politischen Gründen verloren. So war ihr Schicksal in den Nachkriegstagen durchaus ungewiß, zumal sie auch international wegen ihrer Willfährigkeit gegenüber dem Hitler-Regime isoliert dastand. In dieser schwierigen Situation bedurfte es der Zuversicht und der Beharrlichkeit einiger politisch unbelasteter, persönlich integrer Akademiemitglieder, um nach Wegen zur Fortführung der Akademie zu suchen und dafür Verbündete zu gewinnen. Zugleich bedurfte es jedoch auch der entschiedenen Trennung von Mitgliedern, die sich der politischen Herrschaft angedient und versucht hatten, die Preußische Akademie auf die fragwürdigen Fährten einer 'deutschen' Physik oder einer noch 'deutscheren' Biologie mit ihrer pseudowissen-

schaftlichen Rassenideologie zu führen. Namen der Akademiemitglieder Lenard oder von Verschuer stehen hier programmatisch für die politisch motivierte Indoktrination der Wissenschaft.
Die Vertreter der Preußischen Akademie, an ihrer Spitze der am 21. Juni 1945 als Präsident gewählte Johannes Stroux, führten die Verhandlungen zum weiteren Schicksal der Akademie überwiegend mit dem Berliner Magistrat und der DVV, teilweise auch unmittelbar mit Offizieren der SMAD. Es gab bei einzelnen Funktionären der deutschen Verwaltungsbehörden anfangs sogar Überlegungen, die Akademie wegen ihrer Willfährigkeit gegenüber dem Hitlerregime zu schließen. Dem traten sowohl verantwortliche Persönlichkeiten der KPD und vor allem die sowjetischen Militärbehörden entschieden entgegen. Bald konzentrierten sich die Besprechungen auf Fragen der künftigen Funktion und Struktur der wiederzueröffnenden Akademie, wobei die Erfahrungen der Akademie der Wissenschaften der UdSSR nicht unberücksichtigt blieben, zumal unter den sowjetischen Gesprächspartnern einzelne Offiziere selbst Mitglieder dieser Akademie waren. Aus dieser Zeit existieren eine Reihe von Archivalien, und verschiedentlich wurde über diese Phase zwischen Kriegsende und Wiedereröffnung der Akademie am 1. Juli 1946 publiziert.

Eine lebendige Ergänzung des Schriftgutes liefern die persönlichen Erinnerungen von Persönlichkeiten, die 1945/46 und noch danach wesentlichen Einfluß auf die Wiedereröffnung und die Gestaltung der Akademie nahmen. Als Präsident der Akademie der Wissenschaften der DDR hatte Werner Scheler am 8. März 1981 einige Zeitzeugen zu einem Gespräch über den Neubeginn der Akademie eingeladen, um aus berufenem Munde erlebte und gestaltete Geschichte der Akademie festzuhalten. Werner Hartkopf, Historiker und Protokollführer im Präsidium, übernahm es, die Ausführungen aufzuzeichnen. Nachfolgend wird das authentische Protokoll im Wortlaut und ohne stilistische Korrekturen der wörtlichen Rede wiedergegeben.

An dem Gespräch nahmen teil (Kurzbiographien siehe Bemerkungen): Prof. Dr. Werner Hartke, Prof. Dr. Joseph Naas, Prof. Dr. Günther Rienäcker, Prof. Dr. Robert Rompe, Dr. h.c. Paul Wandel, Prof. Dr. Hans Wittbrodt.

Die in den nachfolgenden Aufzeichnungen vorgetragenen Äußerungen der Teilnehmer, insbesondere die von Paul Wandel und Joseph Naas, widerspiegeln die Schwierigkeiten der Wiederaufnahme der wissenschaftlichen Arbeit nach dem Zweiten Weltkrieg. Sie legen Zeugnis darüber ab, wie von

seiten der sowjetischen Militäradministration und der von ihr eingesetzten deutschen Verwaltungsbehörden versucht wurde, aus dem Erbe der Preußischen Akademie der Wissenschaften eine 'neue' Akademie entstehen zu lassen, die zum gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Aufbau des Landes beizutragen vermochte. Sie belegen die konzeptionellen Widerstände, die einer Umwandlung der traditionellen Gelehrtengesellschaft in eine 'Forschungsakademie' entgegengesetzt wurden, zeigen die Einflußnahme von Parteiführung und Regierungsbehörden auf die inhaltliche und personelle Gestaltung der Akademie, vermitteln politische Anschauungen und Motive der verantwortlichen Partei- und Verwaltungsfunktionäre, machen die politischen Antagonismen zwischen Ost und West um die Zukunft Deutschlands sichtbar und lassen erkennen, daß die gesamtdeutschen Optionen der wiedereröffneten Akademie schon bald mit der politischen Realität im geteilten Deutschland kollidierten.

Protokoll:

Präsident Scheler begrüßt die Teilnehmer der Gesprächsrunde. Es sei ihm eine angenehme Aufgabe, einer Anregung Dr. Wandels folgend, in diesem Kreise einige Probleme zu diskutieren, wie sie zur Zeit der Wiedereröffnung und in den ersten Jahren nach 1946 in bezug auf die AdW gestanden haben. Dr. Hartkopf werde das Gespräch aufzeichnen, damit der Inhalt dieses Gespräches für die Geschichte der AdW sichergestellt und ausgewertet werden kann.

Präsident Scheler erklärte weiter, er freue sich sehr, mit den Teilnehmern zusammen zu kommen, die seinerzeit an der Wiedereröffnung der AdW beteiligt gewesen sind und zu diesem Zeitpunkt und auch in den folgenden Jahren wesentliche Verantwortung getragen haben. Wenn man zurückblickt – er selbst sei 1951 als wissenschaftlicher Mitarbeiter in Berlin-Buch zur AdW gekommen, dann längere Zeit im Hochschulwesen tätig gewesen und danach wiederum zur AdW gekommen – so habe unsere Akademie gerade im letzten Jahrzehnt eine erhebliche Entwicklung im Hinblick auf ihre gesellschaftliche Position genommen. Um so interessanter sei es, den Entwicklungsweg bis zu diesem Zeitpunkt zu verfolgen, und er danke den Teilnehmern noch einmal für die Annahme der Einladung.

Er erinnert an den Befehl der SMAD von 1946, der der Wieder-

eröffnung der Akademie zugrunde gelegen habe und liest diesen Befehl vor.

Wandel: Dankt zunächst herzlich für die Einladung und sagt: »Wir sehen uns seit 30 Jahren zum ersten Mal in dieser Runde, wobei einige der heutigen Gesprächspartner erst etwas später hinzugekommen sind«. Die heutige Aussprache beruhe nicht auf seiner Anregung. Er habe vielmehr mit dem Generalsekretär der AdW [Claus Grote, d. A.] einmal gesprochen, ihm dabei einiges aus der Geschichte erzählt, und dieser seinerseits habe die Frage gestellt, ob er einmal in einem größeren Kreise vor jüngeren leitenden Mitarbeitern der AdW sprechen würde. Er begrüße aber, daß doch ein Gespräch in einem kleinen Kreise stattfindet, weil hier eine bessere Verständigung möglich sei und persönliche Erinnerungen gegebenenfalls durch andere Teilnehmer konkretisiert bzw. korrigiert werden können.

Wandel schlägt vor, daß zunächst Prof. Naas etwas sagt, da die AdW in der Anfangszeit dem Magistrat unterstellt gewesen sei. Er erinnert unter Hinweis auf das Buch von Dr. Hartkopf[1] daran, daß bereits im Juni 1945 Sitzungen von Akademiemitgliedern stattgefunden haben, in denen Prof. Stroux[2] als Präsident gewählt wurde, daß aber erst im Juli 1945 die ersten Besprechungen mit dem Magistrat stattgefunden haben. »Der ehemalige Nazidirektor Scheel[3] wurde damals beauftragt, die Geschäfte zu führen und die Materialien zu sichern«.

Interessant sei auch die Frage des neuen Namens der AdW (Preußische Akademie, Berliner Akademie, Deutsche Akademie). Wahrscheinlich habe man damals noch nicht gewußt, wie sich die Akademie nennen solle. Jedenfalls habe diese Gruppe, die von Stroux geleitet wurde, den Auftrag erhalten, eine gewisse Weiterführung vorzunehmen, bis der Magistrat entschieden habe.

Rienäcker: »Das haben wir in Rostock intern mit der Universität auch gemacht, ohne sie offiziell zu eröffnen[4]«.

Wandel: »Wobei das alles zwischen Oktober und Dezember 1945 durch die Zentralverwaltung übernommen wurde«.

Naas erklärt, er möchte sich zunächst den Gedanken von Dr. Wandel anschließen. Er freue sich, im Kreise der alten und der nicht so alten Genossen zusammensitzen zu können, und er freue sich besonders auch darüber, wieder einmal in diesem Raum sitzen zu können. »Es ist der alte Raum des Präsidenten der Akademie, an den ich eine lebhafte Erinnerung habe,

und ich finde ihn nahezu unverändert«. (Wandel: »Das Bild von Karl Marx war noch nicht da«.). »Richtig, aber es gibt eine Reihe Dinge, die bereits damals vorhanden waren, so der Leuchter, die Zimmerdecke mit den 4 indirekten Leuchtkörpern, die auch in den Klassenräumen vorhanden waren. Diese Beleuchtung sei ein Einfall gewesen von Prof Scharoun[5], der einige Absonderlichkeiten in der Architektur hatte. Er hatte lange Zeit unser Institut für Bauwesen geleitet, die spätere Bauakademie. Heute hat dort die Vertretung der BRD ihren Sitz. Das hat er sehr schön gemacht, und überhaupt, wenn man in die Akademie kommt, ist man immer wieder mit speziellen Erinnerungen verbunden, wo ich finde, daß sich im Grunde so wenig geändert hat.

Was nun die aufgeworfenen Fragen betrifft, so werde ich von einem speziellen Interesse geleitet. Wenn historische Probleme aufgeworfen werden, so sehe ich in aller Historie nichts anderes als ein Instrument für die Auseinandersetzung, ein Kampfinstrument auch in der Geschichte. Und wenn ich an die Geschichte der Akademie denke, dann fallen mir wesentliche Gesichtspunkte ein, die die Geschichte der Akademie zu Tage fördert, und aus denen man sehr viel entnehmen kann. Darüber will ich mich jetzt nicht äußern, sonst nehme ich zuviel eigene Worte in Anspruch. Ich will mich nur soweit äußern: Die ganzen Entwicklungen 1945 sind ja, soweit es die Wissenschaft angeht, aber auch die Kultur, sehr speziell nach 1945 relativ schnell in Gang gekommen, haben eine schnelle Entwicklung genommen. Das hatte ganz bestimmte Ursachen. Daß dann später ein Befehl entstanden ist, war alles gut vorbereitet. Im Grunde aber hatte das spezielle Ursachen. Sie lagen zu einem großen Teil und zur Hauptsache in zwei Phänomenen: Einmal im Sieg der Roten Armee über die Nazis und zum zweiten in der Tatsache, daß aus den sozialistischen Kräften, die die Hitlerzeit überdauert und überlebt hatten, wirklich viele eigene Kräfte zur Verfügung standen und darunter auch äußert gut präparierte Kräfte waren, die für solche Aufgaben geeignet waren. Das kann ich mit Einzelheiten begründen. Diese Kräfte kamen aus den Kreisen, denen ich seit eh und je nahegestanden habe und mit denen ich eng verbunden war – die Kommunisten, die hier wieder in Erscheinung traten und sehr aktiv wußten, was als Erstes getan werden mußte.

Unter ihnen war auch ich. Ich kam aus Mauthausen[6] nach Berlin, und es ist so gewesen, daß ich wußte, was ich wollte. Ich hatte zunächst Kontakt

mit unserem Zentralkomitee, mit Walter Ulbricht[7], und habe am gleichen Tage auch mit Otto Winzer[8] gesprochen. Und ich erhielt den Auftrag, im Magistrat von Berlin eine Wissenschaftsabteilung zu eröffnen. Das haben wir in dem Hause gemacht, das heute der Sitz des Ministerpräsidenten ist. Dort gab es zwei Räume, die ganz gut in Ordnung waren. In dieser Wissenschaftsabteilung haben wir alles gesichtet, was zunächst an wissenschaftlichen Möglichkeiten zur Verfügung stand. Und bei dieser Sichtung bedienten wir uns auch einer Gruppe von Mitgliedern der Preußischen Akademie der Wissenschaften, die sich zusammenfanden, und die einen Sprecher – einen Präsidenten – gewählt hatten, Herrn Stroux. Aus ihren Hauptgedanken, die sie im Kopf hatten, und aus den Diskussionen, die ich intensiv begonnen hatte, kam bald heraus, daß sie nicht wußten, was sie wollten, sondern abwarteten, was an sie herankäme. Ich habe die Erinnerung an eine Diskussion mit Spamer[9], einen Philosophen und Freund von Thomas Mann, der im Grunde die Situation überhaupt nicht mehr begriff. Weiter war dort Nicolai Hartmann[10], ein Philosoph, ein bürgerlicher Denker von Format. Mit ihm konnte man diskutieren, und es kam soweit, daß er sagte, eigentlich könnten wir doch auf diese Vorschläge eingehen und den Neuaufbau mit vorbereiten. Aber im Grunde war die Preußische Akademie ein Rumpfgebilde, in dem die eigentlichen aktiven Kräfte aus den Naturwissenschaften alle nicht hier waren. Sie waren zunächst einmal im Westen und wurden von den Engländern verhaftet und nach England gebracht. Stille[11] kam erst später«. (Wittbrodt wirft ein: »Mit Stille bin ich zur Beerdigung von Planck[12] gefahren«).

Naas fährt fort: »Wir waren auch zusammen in Göttingen auf der Physikertagung. Aber wir hatten in der Akademie keine Naturwissenschaftler. Im Grunde war es ein Gremium, das für die Gedanken nicht aufgeschlossen war, die wir eigentlich im Kopf haben mußten – die Wissenschaft in Gang zu setzen, aber mit den Zielsetzungen, die für uns fundamental waren, primär die Naturwissenschaften. Und dann kam im Juli/August 1945 die Potsdamer Konferenz. Dort wurde beschlossen, es werden Zentralverwaltungen gebildet. Und dann hatte Paul Wandel die Deutsche Volkszeitung gebildet und kam dann mit dem Auftrag, die Zentralverwaltung für Volksbildung zu leiten. Und dann waren wir in der Lage, für diesen Aufbau viele Kräfte zur Verfügung zu stellen, z. B. auch Robert Rompe, aber auch andere, Brugsch[13] und viele andere. Und von dort aus haben wir sehr bald

den Weg in die ganze DDR und zu den Universitäten geebnet und geleitet. Bei dieser Gelegenheit habe ich auch Prof. Rienäcker erstmals kennengelernt«.

Scheler: »Das war die Situation 1945 beim Magistrat. Wie stand es mit der Vorbereitung einer Konstituierung der Akademie?«

Naas: » Hierzu ein Stichwort: Beim Magistrat war ein leitender Ausschuß für Wissenschaft. Ihm gehörten an z.B. Brugsch und Franck[14]. Dort berieten wir alles, auch die Ingangsetzung von Forschungseinrichtungen. Ich hatte von Walter Ulbricht Walter Freund[15] als Sekretär bekommen, und ich hatte im Juli 1945 einen Brief an den damaligen Stadtkommandanten Bersarin[16] geschrieben und den Antrag zur Wiedereröffnung der Akademie der Wissenschaften in Berlin formuliert. Wir wollten das Wort 'Preußische' vermeiden. Und auf diese Weise entstanden die ersten Vorbereitungen, die schließlich im Befehl über die Wiedereröffnung gemündet sind«.

Wandel: »Das war eine ausgezeichnete Einleitung von Jupp Naas. Es stand die Frage, erst in seiner Person und dann mit Winzer zusammen, was nun gemacht werden soll. Jetzt kam eine neue Phase. Naas kam mit akademischer Bildung[17] und mit den Vorstellungen des Magistrats. Ich kam aus der Sowjetunion[18] und hatte ein erstes Gespräch mit Wilhelm Pieck[19]. Für mich stand eine neue Situation, das waren zwei Dinge. Die Militärverwaltung der UdSSR und Wilhelm Pieck hatten gesagt: Wir müssen die bürgerliche Intelligenz gewinnen, zunächst allgemeinpolitisch, und mir war klar, das geht nur über die Wissenschaft, über den Wunsch, wieder wissenschaftlich tätig zu sein. Wir hatten hierbei viele Befürchtungen. Zunächst stand primär die Einrichtung der Universitäten, und danach die der Akademie. Es gab viele Gespräche mit Robert Rompe, weil sich erwies, und weil sich anbot die Erfahrung der Akademie der UdSSR. Wir hatten in jeder Frage die Allgemeingültigkeit dieser Entwicklung im Auge, waren uns aber klar, daß das nicht schematisch übertragen werden könnte. Wir hatten die Schulen anders gemacht als die SU, aber im Sinne ihrer Erfahrungen. Robert Rompe war in dieser Zeit bei mir und hatte die Verantwortung für die Universitäten. Naas ging dann in die Partei als Leiter der Abteilung Kultur«.

Naas: »Die Abteilung beim Berliner Magistrat nach der Bildung der Zentralverwaltung wurde sehr eingeschränkt und arbeitete im wesentlichen in Schulfragen und auf anderen Gebieten. Das hatte zur Folge, daß ich soweit frei wurde, daß ich in den Parteiapparat berufen wurde und dort die

Abteilung Volksbildung aufgebaut habe und bis August 1946, fast ein Jahr, geleitet habe. Das war für mich ein sehr lehrreiches Jahr, weil ich in all diese Einzelheiten Einblick erhielt, die das Parteileben der Zentrale der KPD, später der SED, bot, eine Erfahrung, die ich mir hier erworben hatte. Ich war ja schon vor 1933 Mitglied der Partei, aber ich habe, obwohl ich mit dem Parteileben verbunden war, niemals vorher einen solchen Einblick gewonnen. Äußeres Zeichen dieser inhaltsreichen Zeit war die Tatsache, daß ich in diesem Jahr fast jeden Tag zusammen mit Wilhelm Pieck und Walter Ulbricht zu Mittag gegessen habe in einem kleinen Raum in der Wallstraße[20] und dort Gelegenheit bestand, wichtige Fragen während des Essens zu klären. Das war eine Erfahrung, die ich später vermißt habe«.

Wandel: »Dann war folgendes: Erstens, in der Partei gab es Gespräche mit Wilhelm Pieck, aber die Hauptgespräche gab es mit sowjetischen Genossen. Dabei bestand von vornherein die Überlegung, eine zentrale wissenschaftliche Institution mit starkem Einfluß auf die Gestaltung des wissenschaftlichen Lebens zu bilden. Für die unmittelbaren Aufgaben gab es auch Hinweise der Praxis der SU, wie schrittweise und vorsichtig dabei vorgegangen werden mußte. Was Naas gesagt hat, veränderte sich wenig. Es kamen dann einige Naturwissenschaftler hinzu, aber im großen und ganzen war diese Seite – die Plätze waren da, aber die meisten von ihnen waren in der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, und wir hatten mit ihnen keine Verständigung. Mit den Genossen der SU gab es dann mehrere Gespräche. Dort kam ein interessanter Aspekt ins Gespräch: 1. Leibniz als Begründer der Akademie und sein Motto über die Rolle der Akademie[21]. Das war 'ein gefundenes Fressen'. 2. Ein Brief von Harnack[22], der mir zugänglich wurde, und in dem dieser sich für die Vereinigung der Preußischen Akademie und der KWG ausgesprochen hatte. Hinzu kam, daß wir operativ veranlaßt waren, diejenigen Institute der KWG zu übernehmen, die in Berlin waren und, die auf diese Weise der Akademie zugedacht waren«.

Rompe: »Außer Harnacks Brief gibt es auch die Denkschrift von Siemens[23] an den Kaiser – es fehlt eine entsprechende Einrichtung wie die Akademie«.

Wandel: »Zunächst gab es nur wenige Institute der KWG – das Institut für Hirnforschung[24], Prof. Warburg[25]. Hier stand die Frage, warum sollen wir es nicht übernehmen. Damit zusammen hing die Frage von Vogt[26]. Wir hatten Überlegungen dahin zu machen, was uns näher stand. Und das war die

Krebsforschung. Zur Frage des Anschlusses von Instituten hatten wir von Anfang an den Widerstand von Stroux, der meinte, daß diese Institute nicht der Akademie gehören [Vermutlich gesagt: 'nicht an die Akademie gehören', d. A.]. Hierzu kann Genosse Rompe etwas ergänzen. Es gab dann die erste Sitzung im alten Universitätsgebäude. Unten war ein kalter Raum, die Fenster waren mit Pappe vernagelt. Hier gab es die Diskussion über die Vorbereitung der Wiederaufnahme der Tätigkeit und die Diskussion über den Namen 'Preußische Akademie'. Ich habe dann anküpfend an Gespräche hierüber den Befehl bekommen, aufzuarbeiten, welche Nazigesetze bestehen. Es gab aber nur ein einziges Reichsgesetz. Ein Jurist erhielt den Auftrag, sehr schnell eine Verordnung fertigzumachen, aber dann kam für uns das Entsetzen: Wenn wir diese Gesetze ändern, und sie müssen geändert werden, treten Ländergesetze in Kraft. Das aber waren preußische Gesetze. So konnte ich den Mitgliedern der Akademie in der Besprechung nur sagen, daß es kein Preußen mehr gibt. Warten wir die Potsdamer Konferenz ab. Auf dieser Sitzung gab es dann den Vorschlag, die Akademie 'Berliner Akademie' zu nennen. Aber wir konnten nicht von Preußen auf Berlin zurückgehen. Dann gab es schließlich den Kompromiß, das Wort 'Deutsche' klein zu schreiben. Und schließlich kam der SMAD-Befehl[27]. Der Originaltext war russisch, aber es gab auch einen gültigen deutschen Text. Und dort hieß es 'ehemalige Preußische Akademie' und, daß die Wiedereröffnung auf dieser Grundlage als Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin erfolgen sollte, wobei das Wort 'Deutsche' groß geschrieben wurde. Das hatte zunächst unter einigen Mitgliedern einen Schock ausgelöst. Diese Lösung entsprach aber unserer Vorstellung, daß die Akademie eine zentrale Stelle werden sollte. Die Mitglieder aber sprachen, es gäbe auch die 'Schwesterakademien' in Wien, in Bayern usw., und die Berliner Akademie sei hier nur primus inter pares. Es stand also die Frage eines Kompromisses, und hier hat uns Prof. Frings[28] sehr geholfen, nachdem wir zugestanden hatten, auch die Sächsische Akademie wieder zu eröffnen und an der Berliner Akademie ein großes Institut für Deutsche Sprache zu bilden. Frings hat sich als Präsident der Sächsischen Akademie damit befreundet und uns bei der Überwindung des ersten Schocks geholfen. Hinzu kommt, daß in der Deutschen Akademie, die ja eine gesamtdeutsche Akademie sein sollte, alle Mitglieder verblieben«.

Hartke: »Das war das Charakteristische der Berliner Akademie – für ihre Ordentlichen Mitglieder war der Berliner Wohnsitz vorgeschrieben«.

Wandel: »In diesem Sinne haben wir weiter diskutiert – die Gesamtpolitik der Partei und ihre Orientierung auf die Deutsche Akademie der Wissenschaften. Sie wurde jedoch praktisch von Anfang an nie auf dem Gesamtgebiet wirksam. Es war eine Akademie, die in ihrer Tätigkeit auf dem Gebiet der sowjetischen Zone arbeitete, d. h. ihre Tätigkeit veränderte sich im Grunde auf dem Gebiet der kommenden DDR«.

Hartke: »Hierzu will ich anmerken: Damals hieß es wohl Deutsche Akademie, und die Freunde aus der SU wollten eine gesamtdeutsche Akademie an der Spitze sehen, und ihre Tätigkeit ist auch auf sämtliche Besatzungszonen ausgedehnt gewesen. Ich erinnere nur an einige Arbeitsstellen, die auch in Westdeutschland waren«.

Naas: »Ich kann keinen Beitrag zur Beweiskraft liefern. Ich glaube schon, es war der Gedanke, daß wir eine einheitliche Forschungsorganisation in der Akademie schaffen, die über die damalige sowjetische Zone hinausragt. Das hatte auch Auswirkungen: Wenn man sich das erste Jahrbuch der Akademie, 1949 erschienen, ansieht, sieht man z. B. einen sehr interessanten Beitrag von Laue[29], seinen Nachruf auf Planck. Das war also in den ersten Jahren ein Laue-Beitrag, der in Göttingen war. Er erschien in unserem Jahrbuch und bedeutete schon eine Wirkung über die sowjetische Zone hinaus und war ein Zeichen, daß er sich zur AdW zugehörig fühlte. Ich weiß das gut, denn ich habe in den ganzen Jahren mit Laue Kontakt gehabt«.

Wandel fragt, ob an den Sitzungen die Akademiemitglieder aus den anderen Besatzungszonen teilgenommen haben.

Rienäcker: »Nicht nur teilgenommen, sondern mitgemischt. Das waren Ordentliche Mitglieder mit allen Rechten. In der Mathematik haben sie z. T. die Zuwahlen vermasselt«.

Wandel fragt, ob es im Juli 1946 von Mitgliedern der Westzonen Erklärungen gegeben habe, daß sie nicht mehr Mitglieder sein wollten. – Diese Frage wird verneint –.

Rompe: »Als ich bei Genossen Wandel anfing, hatte ich viel mit Karlshorst [Sitz der SMAD, d.A.] zu tun. Ich muß doch sagen, einer der besten Leute war Nikitin[30], ein Astronom, Major und gleichzeitig ein Vertreter im Kontrollrat für Wissenschaftsfragen. Das war sehr günstig. Er hörte buchstäblich das Gras wachsen. Für mich war es eine Überraschung zu sehen, welchen Respekt die sowjetischen Genossen vor der KPD hatten. Es war so,

sie kamen her und sagten: Ihr seid deutsche Kommunisten und müßt wissen, wir helfen, aber ihr selbst müßt wissen, es geschieht, was ihr für richtig haltet.

Das zweite ist, daß sie uns darauf aufmerksam gemacht haben, nicht ihren Weg zu kopieren. Als einige Leute aus der Pädagogik die Hochschulen schlachten wollten, ist er aufgestanden und hat gefragt: Was wollt ihr, ihr habt keine anderen Universitäten als die, die da sind. Sie müßt ihr einrichten und orientieren.

Was die Akademie anbelangt, so bestand Einigkeit darüber, daß sie als besondere Aufgabe eine hohe Funktion in der Forschung haben sollte. Diese Forschung war aber in der ersten Zeit des Kontrollrates nicht opportun. Wir haben durch Beziehungen etwas gemacht, und so den Eindruck erweckt, daß es bei uns liberaler als im Westen voranging. Der Erfolg war, daß einige Leute wieder zu uns kamen, Erhard Schmidt[31], Dr. Otterbein[32] u. a. Friedrich[33] kam und sagte, ihm sei der Unterschied über die Auffassungen zur Wissenschaft bei der Abmeldung im Westen klar geworden. Dort habe er drei Stunden warten müssen und ein Feldwebel habe ihm die Papiere gegeben. Zum Empfang hier sei ein General gekommen. Deshalb bleibe er hier. Die aktive Forschungstätigkeit wurde nach und nach unter dem Motto der Erhaltung der Substanz aufgezogen. Prof. Naas hat alle Dinge an Land gezogen, die möglich waren, das Heinrich-Hertz-Institut, Adlershof und andere. Manchmal war das nur unter Duldung anderer Stellen möglich. Wo kein Kläger ist, ist auch kein Richter.

Dann kam der große Segen: Eines Tages rief mich Georg Handke[34] vom Handel und Versorgung an und sagte: Ich habe eine Million Mark übrig, die wir der Forschung zuführen könnten. Frage ist, ob ihr einen jungen Mann habt, der das Geld verwalten kann. Bei Bruno Leuschner[35] saß Hans Wittbrodt. Ich sagte, holt Wittbrodt, er ist bestens geeignet, und dann haben wir die eine Million Mark auf den Kopf gehauen«.

Wittbrodt: »Wir haben dazu Kommissionen gebildet. Sie haben Vorschläge erarbeitet, teilweise gemeinsam mit der Industrie und Hochschulen. Es waren zwei Millionen Mark, die zur Verfügung standen«.

Rompe: »Dann kam der furchtbare Kummer«.

Wittbrodt: »Fritz Lange[36], damals in der Kontrollkommission, hatte sich reingehängt, etwas in den falschen Hals bekommen und nun kontrolliert, was geschehen sei«.

Rompe: »Der Mann, der uns 'entlarvt' hatte, hieß Geißler[37], er hatte uns angezeigt (Wittbrodt wirft ein: Professor Geißler!). Dieser beschimpfte Wittbrodt und mich, daß wir das Geld vergeudet hätten. In einem Gespräch mit ihm fiel mir nichts besseres ein, als ihm eine Geschichte zu erzählen. Ich sagte ihm: In einem Zug steht ein Mann und beschimpft dort Leute. Ich habe einen von ihnen auf der nächsten Station gefragt, warum sich die Leute das gefallen lassen. Darauf sagte dieser, während der Mann geschimpft hat, habe ich ihm ein Loch in seinen Mantel gebrannt. Geißler wurde blaß, ging raus, und zwei Stunden später war er nach dem Westen abgehauen«.

Wittbrodt: »Er war nicht Professor, nicht Direktor, dafür aber Agent«.

Scheler fragt, wie die Zeit zwischen 1946 und 1948 verlaufen sei.

Wandel: »Als die Akademie nach der Potsdamer Konferenz im Sinne des Leibniz'schen Gedankens gegründet wurde, nahm eine Reihe deutscher Wissenschaftler an der Wiedereröffnung teil. Das war schon Propaganda im Leibniz'schen Sinne«.

Hartke: »Man muß berücksichtigen, daß die Akademie in Petrograd eigentlich die echte Leibniz'sche Gründung war, denn Leibniz hatte vorgehabt, Institute an die Akademie zu binden. Das ist in Petersburg geschehen, in Preußen aber gescheitert«.

Wittbrodt: »Nicht ganz, es ist nur nicht so durchgeführt worden. Es gab 1809 einige Einrichtungen an der Akademie«.

Rompe erinnert, daß im 19. Jahrhundert die Beziehungen zur Akademie in Petersburg sehr eng waren. Jacobi[38] und andere sind in Petersburg groß geworden.

Hartke: »Die Tatsache, daß in der sowjetischen Zone die Institute der KWG mit der Akademie verbunden waren, hat ungeheuer nach dem Westen gewirkt. Kienle[39] hat drüben über die gute Lösung für Berlin agitiert«.

Rompe: »Wir dürfen nicht vergessen, das Kontrollratsgesetz[40] war sehr rigoros: Alle Direktoren der KWG-Institute sind zu verhaften. Die einzigen waren die Freunde, wo das anders gehandhabt wurde. In der amerikanischen Zone passierte es, daß ein Wissenschaftler [Name nicht verstanden, d. A.] in der gleichen Zelle saß, in der ein Nazi war, der den Wissenschaftler früher beschimpft hatte. Wäre der Bestand der Mitglieder der KWG hier gewesen, wäre vielleicht manches anders gekommen, aber wir haben mit dem, was wir hatten, gewuchert«.

Wandel: »Bei der Frage neuer Mitglieder ging es darum, daß wir alle

namhaften Wissenschaftler als Mitglieder gewinnen wollten. Da war aber auch die Aufgabe, neue Klassen und eine neue Art der Leitung zu schaffen. Die Akademie mußte von vornherein eine andere Struktur der Leitungsprinzipien haben. Hier stand die Frage: Neue Mitglieder standen in Berlin nicht zur Verfügung, und so war zu klären, wer waren aus den anderen Gebieten die richtigen Menschen, die namhaft genug waren, um Mitglieder zu werden. Es gab z. B. einen großen Kampf, bis Brugsch Mitglied der Akademie wurde. Mitscherlich[41] dagegen war ein klarer Fall. Stubbe[42] war nach früheren Begriffen wahrscheinlich noch nicht akademiereif. So stand die Frage, aus dem Bestand der bürgerlichen Wissenschaftler solche zu finden, die der neuen Aufgabe entsprachen. Denn wir hatten nichts anderes anzubieten. Lediglich Baumgarten[43] und Franck waren Genossen, die ohne großen Widerspruch angenommen wurden«.

Scheler: »Interessant wäre das Problem der Wahlen«.

Naas: »Im Grunde war alles, was in der Akademie durchzuführen war, durch Momente des Klassenkampfes gekennzeichnet. Es gab nichts, weder die neue Zielstellung der Akademie, noch sonst etwas, was kein Klassenkampf war. Im ersten Jahrbuch der Akademie hieß es, daß diese Akademie ihre Aufgabe darin sehen soll, in der Zukunft an der unmittelbaren Hebung des Volkswohlstandes teilzunehmen. Stroux formulierte das so um, indem er an der Universität eine Rede[44] hielt und von der Volksuniversität sprach. Entsprechend wurde auch hier die neue Zielstellung formuliert: Unmittelbare Anteilnahme an der Hebung des Volkswohlstandes.

Was sich hinsichtlich der neuen Struktur der Akademie entwickelte, so ist es in der ersten Zeit auffallend, daß das sehr schnell ging, und, was Rompe sagte, daß viele Wissenschaftler aus dem Westen nach Berlin kamen, sei es zu einem Vortrag oder nur zum Besuch, so hatte das Auswirkungen auf eine schnellere Entwicklung bei uns. Mir ist deutlich in Erinnerung, daß die Mathematiker durch ihre Berliner Tradition etwas verwöhnt waren. Um 1946/47 sagte Erhard Schmidt: 'Berlin ist wieder im Kommen'. Die Entwicklung ging wirklich sehr schnell. Ich habe eine Zeichnung über die Struktur der Akademie von 1947 mitgebracht. Wenn man sich das ansieht, so ist das die heutige Struktur. Die Namen sind zwar verändert, aber im Grunde ist es die heutige Struktur. Wenn auch später mehr Institute kamen, so existierte das Gebilde der Akademie, so wie es heute da ist, schon damals. Was hinzugekommen ist, ist natürlich eine große Entwicklung, aber was die

Struktur betrifft, so kann man aus dem ersten Jahrbuch entnehmen, daß sie schon vorhanden war. Man sieht, daß damals die Zukunft im Blickpunkt stand und man nicht mit Scheuklappen gearbeitet hat. Wenn ich auf das Gebäude hingewiesen habe, so sei ein Rückblick gestattet: Wie oft ist das ZK der Partei in neue Räume umgezogen, die Akademie dagegen ist in ihrem Gebäude[45] heute noch untergebracht und kann ihre Arbeit hier noch durchführen«.

Wandel: »Was die Genossen aus der SU betrifft: Dieses Gebäude war ursprünglich für die Redaktion der Zeitung 'Neues Deutschland' vorgesehen, und es gab einen Beschluß des Sekretariats darüber. Es ist nicht durchgeführt worden. Ich hätte diesen Beschluß nicht ändern können, aber die sowjetischen Genossen haben veranlaßt, daß die Akademie dieses Gebäude erhielt.

Ein Zweites: Zur Umbenennung des heutigen Platzes der Akademie[46]. Die Initiative ging immer von uns aus. Ich habe das Stroux gesagt, der hat sich sehr gefreut, und er und andere sind dann mit solchen Vorschlägen aufgetreten. Das waren eigentlich unsere Vorschläge. Aber das war keine Taktik, sondern die innere Einstellung der Partei und der sowjetischen Genossen. Die Kommunisten haben immer die Initiative gehabt, und dann ging es über den offiziellen Apparat«.

Naas: »Noch etwas zur Zuwahl. Jede Zuwahl war ein klassenkämpferisches Problem. Zum Beispiel hat Stille einmal vorgeschlagen, Friedensburg[47] auf die Liste zu setzen. Aber es gab auch andere. Zum Beispiel war der Vorschlag, Heinrich Franck zu wählen, ein ganz besonderes Problem. Man mußte kämpfen. Franck war ein alter Sozialdemokrat, und man wollte ihn aus politischen Gründen nicht haben. Ich kenne die Diskussion der Zuwahl von jedem einzelnen und könnte das wiederholen. Aber man soll das von der politischen Seite her beurteilen«.

Wandel: »Zur Wahl von Walter Friedrich [Betrifft Präsidentenwahl, d. A.]: Die Wahl war eine geheime Wahl. Stroux war sehr krank, und es stand die Frage eines neuen Präsidenten. Wir haben uns darüber unterhalten und uns auf Friedrich als geeigneten Kandidaten geeinigt. Jetzt stand die Frage der Realisierung. Fünf Wochen vorher kamen Thilo[48] und Ertel[49] zu mir, und Herr Thilo sagte: 'Herr Wandel, die Wahl steht bevor. Wir müssen das vereinbaren und vorbereiten. Welche grundsätzlichen Forderungen gibt es von Ihnen? Wir selbst sind der Meinung, daß die Akademie loyal arbei-

ten muß, daß gute Beziehungen zur SU und zur dortigen Akademie hergestellt werden müssen, daß der Präsident wissenschaftliche Bedeutung haben muß, in der Friedensbewegung aktiv tätig ist und einiges mehr'. Und da war mir klar, daß sie selbst auch eine Persönlichkeit für diese Funktion im Auge hatten. Wir haben mit Genossen Naas alle Vorbereitungen gemacht, und er rief mich drei Tage vor der Wahl an und sagte: 'Sie wählen nicht Friedrich'. Ich habe dann die Akademie angerufen und gesagt: Meine Herren, ich bitte um Verschiebung der Wahl, denn man kann nicht wählen, ohne mit mir zu sprechen. Darauf kamen Thilo und Ertel zu mir und sagten: 'Herr Wandel, wir haben doch mit Ihnen gesprochen'. Ich sagte: Allgemein, ja, aber wir haben nicht über Namen gesprochen. Und in diesem Gespräch kam die Frage auf, daß Ertel gewählt werden sollte. Ertel sagte: 'Wenn man mich wählt, trete ich anschließend zurück'. Ich fragte: Warum Rücktritt? Ich hätte keinen Grund, Sie nicht zu bestätigen. Unsere Bitte aber wäre, daß aus jeder Klasse zwei Vertreter zusammenkommen, ich selbst ebenfalls hinzukomme und wir diskutieren.

Und dann haben wir vorher unsere Fraktionssitzung gemacht. Wir waren zwei Genossen, Baumgarten und Franck. Und wir sind so verblieben, daß ich die Beratung einleite, um Überlegungen bitte, damit sich die Klassen vorher verständigen, und die Wahl in geheimer Abstimmung erfolgt. Baumgarten schlug dann Friedrich vor, ebenso tat das auch Franck. Das ergab später im Ablauf eine schwierige Lage für die Gegenseite. Nach diesem Vorschlag kam dann vorsichtig der Vorschlag, Ertel zu wählen. Begründet wurde das damit, daß man einen älteren Wissenschaftler – gemeint war Friedrich – nicht zumuten könne, eine solche Last zu tragen. Das war das stärkste Argument, welches sie vortragen konnten. Ich konnte nur antworten, daß wir uns heute – wenige Jahre nach dem Kriege – nur auf einige Wissenschaftler stützen können und von ihnen fordern müssen, eine solche Last tatsächlich zu tragen. Ein jüngerer Wissenschaftler habe zunächst wissenschaftliche Leistungen zu erbringen. Das ist unser Anspruch an sie. Dann kam die Frage, wer noch in der Akademie für eine solche Funktion vorhanden wäre, wobei es ein Wissenschaftler sein müßte, der bekannt sei. Also schön, es kam noch einmal der Name Ertel. Aber Friedrich war schon früher Professor in Berlin gewesen. Er war beteiligt am Nobelpreis von Laue und ein international bekannter Wissenschaftler. Zudem war Friedrich Präsident des Friedensrates, Ertel war Vizepräsident. Friedrich stand in

jeder Hinsicht positiv zur UdSSR. Nun kam aber eine ungeheure Sache durch Rössle[50]. Er kam zu mir und sagte: 'Herr Wandel, ich kann mich mit Ihrem Vorschlag nicht befreunden'. Ich fragte nach dem Grund. Er sagte: 'Sie haben mich einmal beauftragt, zu überlegen, wer Buch [das ehemalige KW-Inst. f. Hirnforschung, d. A.] übernehmen sollte. Für mich war Friedrich der richtige Mann, und wenn er jetzt Präsident wird, befürchte ich, daß er das Institut in Buch nicht leiten kann'. Rössle sagte weiter: 'Über den anderen Herrn [Ertel, d.A.] weiß ich nicht viel'.

Nachdem so etwas von Rössle kam, wurde Friedrich mit 72% Stimmen gewählt. Als Prof. Naas das pflichtgemäß Genossen Oelßner[51] mitgeteilt hatte, sagte dieser: 'Wir sind ganz andere Prozente gewöhnt'. Also: Etwas Organisation war dabei, aber wir haben in einer Woche die Voraussetzungen dafür geschaffen, daß Friedrich gewählt wurde«.

Rompe: »Ich will auf eine Bemerkung des Genossen Naas zurückkommen. Wir waren alle davon überzeugt, daß wir im Recht sind, und die rasante Entwicklung bei uns wirkte sich attraktiv auf ganz Deutschland aus. Unsere Akademie hatte damals eine Position in allen deutschen Ländern, die sich gehalten hatte bis in die 70er Jahre. Kienle durfte uns noch besuchen, solange er wollte«.

Naas: »1948 spaltete sich in Deutschland alles, das Geld, Berlin, die Gewerkschaften usw. Es gab ernste amerikanische Versuche, auch die Akademie zu spalten. Der Erfolg war, nur zwei Mitglieder haben diese Tendenz unterstützt, Heubner[52] und Nachtsheim[53]. Der Versuch, die Akademie zu spalten, ist nicht gelungen«.

Wittbrodt: »Sie haben auch versucht, sich die in Westberlin beheimateten Stiftungen[54] anzueignen. Auch das ist nicht gelungen. Es gab zwar Schwierigkeiten allgemeiner Natur mit den Stiftungen, aber grundsätzlich gelang es nicht, an das Geld der Stiftungen heranzukommen, das auf Konten in Westberlin lag«.

Rompe: »Bei der Wissenschaftspolitik, die wir betrieben haben, haben uns Anton Ackermann[55] und Franz Dahlem[56] außerordentlich wirkungsvoll geholfen. Das war auch bei den Hochschulen so. Wenn ich nachträglich sehe, wie unsere Universitäten nach der Eröffnung besetzt waren, so kann man sagen: Hervorragend. Ich habe mit zwei Männern gesprochen, die damals studiert haben, mit Herbert Weiz[57] und Otto Reinhold[58]. Sie sagten mir, wir waren klassenbewußte Leute, aber wir haben von den großen bür-

gerlichen Ökonomen viel bekommen. Es ist eben so, daß diese hervorragende Entwicklung einerseits jungen Leuten, die etwas lernen wollten, weil sie klassenbewußt waren, und andererseits großen Wissenschaftlern, die sich in den Dienst bzw. für die Aufgaben zur Verfügung stellten, etwas ergeben hat. Diese Zeit war außerordentlich nützlich und erstreckte sich nicht nur auf die Akademie. Die Akademie war sehr entscheidend, weil sie nach außen eine Art wissenschaftliche Autorität hatte. Es waren großartige Leute. Von den alten Mitgliedern weiß ich durch persönliche Gespräche mit Otto Hahn[59], daß er von der Akademie ganz eingenommen war. Laue war das bis zuletzt. Es war im Grunde so, daß die Leute auf unserer Seite gestanden sind, daß man ihre Zivilcourage bewundern muß«.

Naas: »Die Schlußfolgerung meinerseits ist, in der Politik geht es oft emotional zu, und Wissenschaft ist mit der Politik eng verbunden. So dringt in die Wissenschaft sehr viel Emotionales hinein. Und das besondere Phänomen der Akademie war, daß trotz dieser Verquickung eine sachliche Wissenschaft und Autorität vorhanden war, daß man durch Diskussion viel erreichen konnte, daß man gute Argumente hatte, und ich möchte die Schlußfolgerung bis auf den heutigen Tag ziehen und eigentlich als historische Lehre übernehmen, daß man für das Steuern der Wissenschaft, wenn man sich auf die Qualität der Argumente verläßt und wenn man sie zu handhaben versteht, doch eigentlich sehr viel erreichen kann, was auch an Schwierigkeiten entgegentreten mag«.

Hartke: »Die Emotion spielt auch eine Rolle. Ich erinnere an Ertel seinerzeit in Westberlin[60]. Wir hatten uns hinter ihn gestellt, und er hat eine Kehrtwendung vollzogen, weil er erkannte, was man drüben mit ihm vorhatte«.

Wittbrodt: »Ertel hat auch am 17.6.1953 einen Brief an Otto Grotewohl formuliert über die Loyalität der Akademie[61]. Dieser Brief trug die Unterschrift Friedrichs, stammte aber von Ertel. Ich erinnere andererseits daran, daß sich Prof. Knöll[62] am 17.6.1953 an die Spitze der Demonstration in Jena gestellt hatte. Das gab damals komplizierte Diskussionen in Jena. Das möchte ich sagen, bei allen Schwierigkeiten, die mit Ertel bestanden«.

Wandel: »Es gab keinen Grund, Ertel nicht in die ganz positiven Leute von Anfang an einzureihen. Er war Sozialdemokrat und gehörte zu denen, mit denen man neue Dinge machen konnte, und er hat eine ganz große Rolle dabei gespielt, daß ein Mann wie Stroux und einige andere wie Stroux in

einer Weise zu uns gefunden haben schon bei der Eröffnung der Universität. Stroux hat ohne unser Zutun zum Begriff 'Kultur' gesprochen und eine materialistische Darstellung gegeben. Es gab über ihn wunderbare Dinge. Als er weg mußte, er fuhr als Herzkranker in die Schweiz, nach sechs Wochen kam er zurück. Er sagte (er war mit der Ehefrau dort gewesen): 'Wir konnten es nicht mehr aushalten, weil uns die Verwandten zugesetzt hatten'. Sie sagten ihm, es wird nicht leicht sein, für dich eine Professur zu finden. Sie waren aber erstaunt, als Stroux ihnen antwortete, er habe gar keine Absicht wegzugehen. Hier sagte er uns, daß er die spießbürgerliche Lebensart in der Schweiz nicht mehr aushalten konnte. Man muß sagen, daß Wilhelm Pieck und Otto Grotewohl[63] auf Stroux ungeheuer überzeugend gewirkt haben.

Für meinen Teil möchte ich noch sagen, was die Nationalpreise anbetrifft: Der Akademie wurde von vornherein das Recht gegeben, die Kommission für Wissenschaft zu übernehmen. Das sollte der Präsident machen. Bei der ersten Verleihung sollte auch der Hauer Adolf Hennecke[64] den Nationalpreis erhalten. Wilhelm Pieck hat mich angerufen und gesagt: 'Überprüfe einmal, ob die Wissenschaftler bereit sind, mit Adolf Hennecke zusammen den Nationalpreis anzunehmen'. Hennecke sollte diesen Preis erster Klasse erhalten. Ich habe gesagt, daß ich keine Schwierigkeiten sehe. Wilhelm Pieck sagte: 'Nein, nein, spreche mit Stroux'. Ich habe das getan, und es gab keine Probleme. Das hat bei der Auszeichnung auf Wilhelm Pieck tief gewirkt. Prof. Cloos[65] aus Bonn, der ebenfalls den Nationalpreis erhielt, saß neben Hennecke. Dieser hatte einen Anzug von der Stange an. Cloos stand von seinem Tisch auf, ging zu Hennecke und fragte diesen: 'Sind Sie Adolf Hennecke? Es ist für mich eine große Ehre, mit Ihnen zusammen den Nationalpreis zu bekommen'. Pieck hat auch darauf gedrängt, daß Mitscherlich den Preis erhält. Mitscherlich wollte nicht, hat ihn dann aber angenommen. Abends auf dem Empfang in Weimar saßen Mitscherlich und Hennecke mit ihren Frauen jeder an einem Tisch. Ich sehe eine erregte Diskussion zwischen Mitscherlich und seiner Frau und war sehr beunruhigt. Plötzlich steht er auf, geht durch den Saal zu Hennecke und lädt ihn und seine Frau ein, an seinem Tisch Platz zu nehmen. Mitscherlich hatte 1915 die berüchtigte Professoreneingabe[66] unterschrieben. Er hat uns nicht so nahe gestanden, kam dann aber über die Wissenschaft zu uns. In Königsberg hatte er ein Gut verloren, welches die Eltern seiner Mutter gekauft hat-

ten. Bei Kriegsende geht er auf die Straße und wird angesprochen, ob er nicht hier bleiben will. Er wird in kurzer Zeit Professor an der Universität in Berlin, erhält Paulinenaue[67] und bekommt dort wissenschaftliche Arbeitsmöglichkeiten. Über diese Dinge sind uns die Menschen näher gekommen. Aber entscheidend war, wir hatten eine kleine Gruppe, Rienäcker, Baumgarten u. a., auf die wir uns stützen konnten. Stroux und andere waren die nächste Gruppe, zu denen wir Vertrauen hatten».

Rompe erinnert an die Geschichte vom Aufstand der Leipziger Universität unter der Führung von Schweitzer[68]. »Dort erschien eine Gruppe, die von den Nazis verfolgt worden waren und standen plötzlich an der Spitze einer reaktionären Gruppe und kamen zu Wandel. Dort hat uns Frings stark geholfen und sich auf unsere Seite gestellt. Wir hatten nur die Möglichkeit zu diskutieren. Gadamer[69] war sogar Rektor«.

Eine weitere Bemerkung: Man muß unterstreichen die Bedeutung der Leute in Karlshorst [SMAD, d. A.] und auch in der Volksbildung [DVV, d. A.]. Ich erinnere daran, wie häufig Wandel und ich zu gesamtdeutschen Bildungskonferenzen gefahren sind mit Fraktionsvorbesprechungen der SPD«.

Naas: »Damals hatten wir es fertiggebracht, einen Entwurf für eine demokratische Schulreform zu erarbeiten. Wandel und die Akademie hatten eine Denkschrift verfaßt, die eingegangen war, und jetzt haben wir es fertiggebracht, über unsere Beziehungen, daß Clay[70] einen Befehl an seine Abteilungen erlassen hatte, sie sollten ein Schriftstück als Grundlage für seinen Vorschlag für eine Schulreform in der amerikanischen Zone erlassen. Das war unser Vorschlag«.

Rompe: »Die Zeit war zu Ende, als die politischen Fragen standen. Ich habe den Eindruck, daß die Riesenarbeit von damals nicht verloren ist. Es sind alles Dinge, die weiter schmoren«.

Rienäcker: »Zu dem schnellen Aufschwung kommt hinzu, daß sie alle glücklich waren, wieder wissenschaftlich arbeiten zu können. Man muß auch beachten, daß es eine Zeit war, wo die Meinung bestand, ein Gesamtdeutschland zu schaffen und in der auch die westdeutschen Mitglieder regelmäßig zu uns kamen und in anständiger Weise mitarbeiteten. Als die Sache kritisch wurde, fingen auch sie an, in vielerlei Beziehung zu sabotieren«. Er erinnert hierbei an den Krach um Tautenburg[71], an die Bildung der Forschungsgemeinschaft 1957, als den Klassen die Institute abgenommen

wurden[72]. Bis dahin überwogen in den Klassen die Personalfragen und die Etatfragen.

Scheler fragt nach der damaligen Stellung zwischen dem Präsidenten und dem Direktor.

Naas: »Es gibt wahrscheinlich, wenn sie nicht verloren gegangen sind, in der Akademie Dokumente, Aktenstücke von Dienstbesprechungen, Besprechungen der Referenten der Akademie u. a. Dort wurden alle Beschlüsse vorbereitet, die im Plenum, in den Klassen und im Präsidium behandelt wurden. Der Präsident nahm daran nicht teil. Und dort wurde alles vorbereitet, was in der Akademie an Entwicklung in Gang kam. Dieser Direktor war im Grunde der Vertreter der Partei, der also für die neue Entwicklung die Verantwortung trug, und wenn von staatlicher Seite oder von Parteisekretären Beschwerden, Vorschläge oder Ernennungen zu machen waren, so kamen diese immer zum Direktor. Und es war so, daß der Direktor eigentlich dafür die Fäden weitgehend in der Hand hielt, und das war der Grund, daß im Verhältnis zum Präsidenten sich vorübergegend einmal Spannungen zeigten. Im Grunde aber war das Verhältnis zwischen ihnen sehr gut. Aber der Präsident stand unter dem Druck von ganz bestimmten Kreisen, z. B. solcher, die sagten: Bloß nicht Friedrich als Präsident, der ist in Übereinstimmung mit Staatsorganen und Partei. Sondern neuer Vorschlag, aber immerhin noch solcher, der von staatlicher und Parteiseite akzeptiert werden kann. Sie einigten sich auf Ertel. Das waren immer solche politischen Überlegungen, und das hatte zur Folge, daß vorübergehend der Druck auf den Präsidenten so stark war. Ich hatte mir z. B. aus dem Konzentrationslager eine Tbc in Ansätzen mitgebracht und wurde für drei Monate arbeitsunfähig und mußte weg. Und in dieser Zeit hatte man den Präsidenten so bearbeitet, daß er nach Karlshorst ging und sich bei Semjonow[73] über den Direktor und seine Machtbefugnisse beschwerte. Im Grunde war das Verhältnis gut, aber es gab auch Spannungen. Diese sind aber zu vernachlässigen gegenüber der Gesamtentwicklung und dem Gesamtverhältnis«.

Wittbrodt: »Im ersten Statut der Akademie ist formuliert: 'Der Präsident vertritt die Akademie in der Öffentlichkeit. Der Direktor ist verantwortlich für die Einrichtungen der Akademie'. Das heißt, der Direktor war der staatliche Leiter der Verwaltung und der Institute. Der Präsident war eigentlich nur der Vorsitzende im Plenum, soweit wissenschaftliche Fragen im Plenum und in den Klassen behandelt wurden, und vertrat die Akademie in der

Öffentlichkeit. Ich fing als Wissenschaftlicher Direktor an, d. h., es wurde dann parallel dazu noch der Verwaltungsdirektor geschaffen. Er war auch vorher schon da, Maikowski[74], aber der neue Verwaltungsdirektor bekam etwas mehr Funktionen als sein Vorgänger. Er unterstand mir, aber hatte mehr selbständige Funktionen in bezug auf Haushaltsfragen und auf einige andere«.

Scheler fragt, wer über die Gelder entschied.

Wittbrodt: »Praktisch ich«.

Wandel: »Obwohl das im Statut so stand, wurde von uns aus und von der Partei der Präsident niemals nur als Repräsentant betrachtet, sondern als ein Mann, der immer mit sichern mußte, daß er als Präsident in allen Fragen der Wissenschaft, der Entwicklung der Institute, maßgebend war. Ohne ihn wird nichts getan, und gegen ihn wird nicht konspiriert«.

Naas: »Dieses Prinzip war generell gültig für die Akademie. Z. B. bei neuen Instituten wollten wir immer sogar bestimmte Persönlichkeiten an der Spitze sehen, die nach außen hin durch die Persönlichkeit Beziehungen zu führenden Instituten entwickeln konnten. Aber ihm war immer ein anderer als Stellvertreter oder als Sekretär beigegeben, der mit großer Kraft bestimmte Dinge verantworten konnte. Die Bauakademie wurde geleitet von Scharoun, und der Stellvertreter war Liebknecht[75]«.

Wittbrodt: »Aus meiner Praxis gab es kaum Schwierigkeiten. Wir haben das immer durchgesprochen. Der wesentlichste Mann, mit dem damals gerungen werden mußte, war Ertel«.

Rompe: »Um das zu verstehen, muß man bedenken: Wir hatten anfangs die Situation, daß Akademie und Hochschulen den Etat im Haushalt [der Volksbildung, d. A.] hatten, aber kein Geld für die Forschung. Mittel für die Forschung kamen aus dem Zentralamt für Forschung und Technik. Dort war Werner Lange[76]. In heutiger Sprache muß man sagen, die Akademie hatte einen Haushalt, aber die Forschungsmittel kamen aus dem MWT, und Wittbrodt kam von dort, weil sich die Leute aus der Köpenicker Straße [Sitz des Zentralamtes für Forschung und Technik bzw. später des Ministeriums für Wissenschaft und Technik, d. A.] immer das Recht auf das Geld sichern wollten«.

Wittbrodt: »Ich war der erste, der vom ZK der Partei den Auftrag zur Planung der Wissenschaft bekam. Das begann am 1. Oktober 1948«.

Wandel: »Wir hatten uns plötzlich entschlossen, daß der Etat der Aka-

demie insofern verändert wird, daß alle Forschungsmittel in die Akademie kamen. Das widersprach zwar unserer inneren Vorstellung, die wir hatten, da wir sehen konnten, es wird alles weitergeführt, die Wörterbücher und ähnliches. Aber die großen Summen sollten eigentlich für die Grundlagenforschung verwendet werden. Und dann gab es auch große Beträge, wo man sagen mußte, wenn ein Akademieinstitut das auch noch übernimmt, kommt es zum Kapitalismus. Und hier gab es tatsächlich einige Schwierigkeiten».

Rompe: »Unsere Genossen hatten ständig das Wort Einsteins im Auge: 'Du sollst aus deinen Erkenntnissen keinen Broterwerb machen'«.

Wandel: »Zur Frage der Aufnahme: Für uns stand von vornherein die Frage, wie groß soll der Umfang der in der Akademie vertretenen Wissenschaft [Gebiete und Zahl der Mitglieder, d. A.] sein. Wir hatten verschiedene interne Diskussionen darüber mit Naas, weil er glaubte, man kann das Bauwesen, die Landwirtschaft und andere Bereiche in die Akademie hereinnehmen. Aber für uns war von vornherein klar, daß solche Gebiete die Akademie unmöglich aus technischen Gründen aufnehmen konnte. Uns war klar, daß es unmöglich war, alles der Akademie zu übertragen. Dann kam die Frage der Technik hinzu. Hier war die Möglichkeit, den personellen Bestand zu verändern. Heute haben wir das MWT, die Kombinate u. a. Aber als Rompe kam, war ich zuerst erschrocken, als er sagte, im Glühlampenwerk wird die wissenschaftliche Abteilung aufgelöst durch die Übernahme als volkseigener Betrieb. Ich sagte, um Gottes Willen, dann laufen uns die Wissenschaftler weg. Uns gelang es, das zu retten. Aber jetzt steht wieder das Problem, was die Kombinate übernehmen und was die Akademie tun muß. Dieses Wechselspiel muß gründlich durchdacht werden. Auch in der Grundlagenforschung besteht die Verflechtung, aber nicht zu eng. Das ist ein Problemkreis aus der Geschichte und der Praxis. Damals war es richtig, daß wir immer, wenn es möglich war, zugegriffen haben, aber nicht, um das in jeden Fall von der Akademie aus zu leiten«.

Wittbrodt: »Zum Beispiel haben wir damals auch das heutige Zentrum für Wissenschaftlichen Gerätebau übernommen. Das Institut für Optik und Spektroskopie war damals ein sowjetisches Büro für Optik in Karow. Ich persönlich war aktiv noch im Zentralamt für Forschung und Technik, um die Dinge zu retten, indem wir es der Akademie angliederten. Das war die einzige Form, wo man solche technologische Grundlagenforschung über die Zeit hinaus sichern konnte«.

Wandel: »Der gesunde Menschenverstand hat uns sowas immer gesagt. Die Akademie müßte vielleicht auch zur Frage der Beweglichkeit bis zum Jahre 2000 ihre Position neu durchdenken. Das ist nicht nur eine Problem der Akademie, sondern der Leitung der Wissenschaft im großen Rahmen«.

Scheler: »Das ist eine sehr wichtige Frage. Es ist gut, daß sich die Wissenschaft in den Kombinaten selbst entwickelt. Ich glaube, die gegenwärtige Situation ist – ich möchte fast sagen leider – so, daß wir uns sehr stark technologisch orientieren, wie es nicht sein müßte, wenn in der Industrie stärker eingestiegen würde. Ich denke an eine Diskussion mit Herrn Klare[77]. Ich hatte ihn wegen der Grundlagenforschung zum Gummi befragt, wo früher einiges geschehen ist. Das ist heute eingestellt. Jetzt kommt aber die Anfrage und Anregung, sich diesem Problem zu widmen. Das ist nicht möglich, da wir keine Voraussetzung haben. Herr Klare sagte: 'Damals gab es ein Forschungsinstitut in der Gummiindustrie. Das hat sie aber systematisch abgebaut. Wenn jetzt die Frage an die Akademie kommt, muß man sagen, daß das Gebiet sehr weit von der Akademie weg ist und eigentlich in der Industrie bearbeitet werden müßte'.

Es gibt zur Zeit eine große Sorge: In der Industrie sind verschiedene Gebiete unzureichend mit wissenschaftlichem und technischem Personal entwickelt. Die Akademie kommt in den gesellschaftlichen Zwang, solche Dinge zu machen, und aus der gesellschaftlichen Verantwortung heraus können wir auch nicht sagen, daß wir uns dieser Verantwortung nicht stellen. Für die Perspektive stellt sich das anders dar: Wenn wir jetzt stärker technologische Probleme aufgreifen statt Grundfragen der Physik, dann sollten zur gegebenen Zeit bestimmte Dinge ausgegliedert und an die Großindustrie übergeben werden«.

Naas: »Als wir die Akademie ins Leben riefen, war von vornherein klar, daß sie sich im Rahmen der Forschung auf einen bestimmten Bereich einrichten muß, meinetwegen Grundlagenforschung. Und ebenso klar war, daß bei der Industrie, bei den Erfahrungen, die sie in einem Land wie Deutschland mit einer hochentwickelten Industrie, Forschungseinrichtungen geschaffen werden müssen. Damals gab es das Wort: Ein guter Leiter der Industrie ist nicht nur einer, der den Fünfjahrplan erfüllt, sondern auch schon an dem nächsten arbeitet. Als die Wirtschaftskommission kam, Heinrich Rau[78], haben wir damals überlegt, es muß in der Wirtschaftskommission eine Abteilung für Forschung entstehen, die die Aufgabe übernimmt, die

wissenschaftliche Forschung in Gang zu bringen. Das war das Zentralamt für Forschung und Technik. Ich muß leider sagen, daß dieses Zentralamt die Aufgabe nicht voll erfüllt hat, und es gab eine Tendenz, in der Akademie zu stören, was sehr ungesund war. Das waren gewisse Schwierigkeiten für die Akademie, die der Präsident eben erwähnte«.

Rompe: »Es war nicht so, daß am Anfang nur die Volksbildung eine stärkere Entwicklung nahm. Wir waren auf manchen Gebieten der Forschung gut. Hermsdorf[79] war führend, dort gab es absolutes Weltniveau. Aber andererseits gab es Gebiete, wo die Bahn eingleisig lief. Wir haben versucht hier vorwärts zu kommen, aber die Spitzen von damals ließen sich nicht halten. Als der systematische Aufbau begann, floß das Geld nicht mehr so reichlich. Leuna hatte damals Mittel für 30.000 Beschäftigte, 15.000 davon haben im eigenen Rationalisierungsmittelbau alles selbst gebaut«.

Naas: »Noch ein wichtiges Moment: Wir hatten sehr viel der SU zu verdanken. Aber bei allem muß man auch auf Unterschiede achten. Wenn man an die Tätigkeit der Sibirischen Akademie denkt, die von einem Mathematiker[80], den ich gut kenne und sehr verehre. Dieser Mann ist nach Nowosibirsk gefahren und hat auf dem Boden eine Akademie aufgebaut, wobei er den Auftrag des ZK zur Erschließung Sibiriens mitnahm. Natürlich konnte er nicht an eine Zweiteilung denken. Industrie mit eigener Forschung, denn dort gab es diese Industrie nicht. Infolgedessen ergab sich aus der dortigen Entwicklung ein eigener Weg zur Erschließung des Landes. Wenn man die Geschichte dieses Mannes schreibt, schreibt man die Geschichte eines hervorragenden Menschen unserer Zeit. Es wäre eine lohnende Aufgabe, daraus zu lernen und die Besonderheiten zu meistern. Ich sage das deshalb, weil es nicht immer um einen Nachbau der Strukturen der SU geht. Man muß eigene Wege gehen. Unsere Industrie mit großer Erfahrung und eigener Forschung muß schnell realisiert werden, und die Akademie muß Geber neuer Ideen sein«.

Wandel verweist hier auf den XXVI. Parteitag der KPdSU und auf die Konzentration wissenschaftlicher Kräfte auf Schwerpunktaufgaben.

Rienäcker erinnert daran, daß es in Leuna und bei Zeiß/Jena zwei Großforschungszentren gab, aber später ist in der Industrie diese Basis schmal geworden.

Wittbrodt: »Diese Fragen haben bei der Bildung der Forschungsgemeinschaft eine große Rolle gespielt. Wir haben mit Selbmann[81] diskutiert.

Heraus kam die Gründung wissenschaftlicher Industriebetriebe. Dazu gab es eine Verordnung von 1959, daß solche Betriebe gegründet werden, die den Erkenntnisfluß der Akademie in Spezialproduktion umsetzen, vor allem für den Gerätebau u. a. Es gab fünf bis sechs Betriebe. Praktisch gelebt haben sie fünf bis sechs Jahre und wurden dann immer mehr von der Produktion geschluckt. Anfangs stand das Wort 'wissenschaftlich' noch im Namen und fiel später ganz weg. Also die Dinge haben schon gelebt, die Ideen hat es schon immer gegeben, und sogar eine Verordnung. Das müßte ernsthaft untersucht werden«.

Wandel: »Ich habe ein Steckenpferd und hierzu eine Frage: Wie weit ist die Akademie ein Qualifizierungsbetrieb für den wissenschaftlichen Nachwuchs? Wie steht es mit der Arbeitsteilung Akademie – Hochschulen? Eigentlich muß die Akademie eine Kaderschmiede sein«.

Rompe verweist auf den XXVI. Parteitag der KPdSU und auf die Forderungen an die Militärtechnik. Aus damit zusammenhängenden Fragen der Geheimhaltung ergeben sich viele Probleme für die kommerzielle Technik.

Präsident Scheler schließt die Beratung ab und erklärt, daß das heutige Zusammentreffen eine sehr schöne Verständigung gewesen sei und aus den Anfangszeiten der Akademie persönliche Erinnerungen ausgetauscht werden sollten. Aus dem Gespräch gab es eine Reihe von Anregungen, die auch von Bedeutung für seine eigene unmittelbare Tätigkeit seien.

In Fortsetzung der heutigen Runde wäre zu überlegen, zu einem gegebenen Zeitpunkt einmal zwanglos im Präsidium zu sprechen, da eine Anzahl von Präsidiumsmitgliedern und Forschungsbereichsleitern jüngeren Alters seien. Der Präsident wird über die Fortsetzung und über die Art und Weise mit Werner Hartkopf sprechen. Möglich sei auch (Anregung von Hartke), eine Gesprächsrunde über den Zeitraum 1958 bis 1968 mit anderen Problemen durchzuführen. (Rompe schlägt vor, künftig auch Werner Lange einzuladen). Präsident Scheler bedankt sich bei allen Teilnehmern für den anregenden Nachmittag und erklärt, solange er in diesem Raum amtiere, wäre es einer der interessantesten Nachmittage gewesen.

Bemerkungen

Kurze zeitbezogene biographische Notizen zu den Gesprächsteilnehmern:

Hartke, Werner: 1945 Dozent Univ. Göttingen, 1948 Prof. f. klass. Philologie Univ. Rostock, 1955 dto. Humboldt-Univ. Berlin u. Dir. Inst. f. Altertumskunde, 1955 zugleich 1. Dir. Inst. f. Griech.-röm. Altertumskunde d. DAW, 1957–1959 Rektor Humboldt-Univ. Berlin, 1958–1968 Präs. d. DAW, AkM ab 1955

Naas, Josef: 1936–1942 Wiss. Mitarb. in d. Industrie, 1942 Verhaftung als Mitgl. d. Widerstandsgruppe Uhrig, Einlieferung in Konzentrationslager Mauthausen, 1945 Leiter d. Ausschusses f. Wissenschaftsleitung beim Magistrat von Groß-Berlin, anschl. Leiter d. Kulturabt. d. ZK d. KPD, 1946 zeitweilig parität. bzw. stellv. Leiter d. Abt. Kultur u. Erziehung im Zentralsekretariat d. SED-Parteivorstandes, 1946–1953 Direktor bei d. Akademie, 1953–1959 Abt.leiter u. Prof. am Forschungsinst. f. Mathematik d. DAW

Rienäcker, Günther: 1936 a.o. Prof. f. anorgan. Chemie u. Technologie Univ. Göttingen, 1942–1954 o. Prof. f. anorgan. Chemie u. Dir. d. Chem. Inst. Univ. Rostock, 1945 Dekan Phil. Fakultät Univ. Rostock, 1946–1948 Rektor Univ. Rostock, 1951 Dir. Inst. f. Katalyseforschung (1954 von DAW übernommen, ab 1957 Inst. f. Anorgan. Katalyseforschung d. DAW), 1954 Prof. f. anorgan. Chemie u. Dir. d. I. Chem. Inst. Humboldt-Univ. Berlin, 1957–1968 Generalsekretär d. DAW, 1958–1963 Mitgl. ZK d. SED, AkM ab 1953

Rompe, Robert: 1930–1945 Wiss. Mitarb. in Industrie, 1945–1949 Hauptabt.leiter f. Hochschulen u. Wissenschaft in d. Dt. Zentralverwaltung f. Volksbildung (DVV) in d. sowjetischen Besatzungszone (SBZ), bis 1950 Mitgl. d. Parteivorstandes d. SED, 1958–1989 Mitgl. ZK d. SED, 1946 o. Prof. f. Experimentalphysik Univ. Berlin, 1946–1968 Dir. d. II. Physik. Inst. d. Humboldt-Univ. Berlin, 1950–1970 Dir. d. Inst. f. Strahlungsquellen bzw. d. Physikal.-techn. Inst., ab 1969 d. Zentralinst. f. Elektronenphysik d. DAW, 1954–1963 Sekretar d. Klasse f. Mathematik, Physik u. Technik d. DAW, AkM ab 1953

Wandel, Paul: Funktionär d. KPD, 1933–1945 Emigration in d. UdSSR, Lehrer an Komintern-schule u. zeitweiliger persönl. Sekretär v. Wilhelm Pieck, 1945 Rückkehr nach Deutschland, Mai–Juli 1945 Chefredakteur »Deutsche Volkszeitung«, Sept. 1945–1949 Präs. d. DVV, 1949–1952 Minister f. Volksbildung d. DDR, 1952–1953 Leiter d. Koordinierungsstelle f. Kultur u. Volksbildung, 1946–1958 Mitgl. d. Parteivorstandes bzw. ZK d. SED, 1953–1957 Sekretär des ZK d. SED

Wittbrodt, Hans: 1938-1945 Wiss. Mitarb. d. Forschungsanstalt d. Reichspost, 1945–1946 Referent Zentralverwaltung f. Post- u. Fernmeldewesen in d. SBZ, 1946–1948 Wiss. Assist. II. Physik. Inst. Univ. Berlin, 1948–1951 Abt.leiter in d. DWK, 1951–1953 Leiter d. Hauptabt. Forschung u. Entwicklung im Zentralamt f. Forschung u. Technik d. SPK, 1953–1957 Wiss. Direktor an d. DAW

Erläuterungen

1 Werner Hartkopf: Die Akademie der Wissenschaften der DDR. Ein Beitrag zu ihrer Geschichte. Akademie-Verlag, Berlin 1975.

2 Johannes Stroux wurde am 21.6.1945 von den erreichbaren Mitgliedern mit der Wahrnehmung der Funktion des Präsidenten d. Preuß. AdW beauftragt.

3 Helmuth Scheel: Von 1938–45 Direktor d. Preuß. AdW, 1946 als Mitgl. d. NSDAP entlas-

sen, zeitweilig wieder weiterbeschäftigt, zum 30.11.1946 entgültig entlassen, 1947 Prof. an d. Univ. Mainz.

4 Bezieht sich auf die Vorbereitung d. Wiedereröffnung d. Univ. Rostock.

5 Hans Scharoun: Architekt, 1945–46 Leiter d. Abt. f. Bau- u. Wohnungswesen d. Stadt Berlin, von 1.11.1947–50 Dir. d. Inst. f. Bauwesen d. DAW u. Leiter d. Abt. Gestaltung, dann Übergang d. Inst. in d. Dt. Bauakademie, 1949/50 Leiter d. Inst. f. Städtebau in Berlin-Siemensstadt u. Prof. an d. TU in Westberlin.

6 Naas bezieht sich auf die Befreiung aus dem Konzentrationslager.

7 Walter Ulbricht kehrte im April 1945 aus d. UdSSR nach Deutschland zurück u. wurde Leiter d. Initiativgruppe d. ZK d. KPD für Berlin.

8 Otto Winzer: Im April Rückkehr aus der UdSSR nach Deutschland mit d. Gruppe Ulbricht, Mitgl. d. ZK d. KPD, 1945–46 Leiter d. Abt. Volksbildung d. Magistrats v. Groß-Berlin.

9 Adolf Spamer: 1936 Prof. f. dt. Philologie u. dt. Volkskunde Univ. Berlin, 1947 Prof. f. german. Philologie TH Dresden. Am 3.2.1938 als Mitgl. d. Preuß. AdW gewählt, die Wahl wurde von d. Regierung nicht bestätigt. Am 14.2.1946 beschloß das Plenum d. AdW die rückwirkende Mitgliedschaft ab 17.2.1938.

10 Nicolai Hartmann: 1945 Prof. f. Philosophie Univ. Göttingen, AkM ab 1934.

11 Hans Stille: 1932 Prof. f. Geologie u. Dir. d. Geolog.-Paläontolog. Inst. u. Museums Univ. Berlin, 1937–38 Sekretar d. Physikal.-math. Klasse d. Preuß. AdW, 1946 Dir. des Geotekton. Inst. d. DAW, 1946–51 Ständ. Vizepräs. d. DAW, AkM ab 1933.

12 Max Planck starb am 4.10.1947.

13 Theodor Brugsch: 1945 Prof. f. Innere Med. Univ. Berlin u. Dir. d. I. Mediz. Klinik u. Poliklinik d. Charité, 1945 Mitgl. im Ausschuß f. Wissenschaftsleitung beim Magistrat von Groß-Berlin, 1945–46 Leiter d. Hauptamtes/d. Abt. f. Wiss. u. Forsch. d. DVV, 1946–49 zugleich Vizepräs. d. DVV, AkM ab 1949.

14 Hans Heinrich Franck: 1945 Prof. f. chem. Technologie an d. TH in Berlin, 1945–48 zugleich Leiter d. Stickstoffwerkes in Piesteritz, 1949 Prof. f. chem. Technologie Humboldt-Univ. Berlin, 1950 zugleich Dir. d. Inst. f. angew. Silikatforschung d. DAW, Präs. d. Kammer d. Technik d. DDR, AkM ab 1949.

15 Walter Freund: Vor 1945 Buchhalter und Expedient in d. Industrie, 1945–46 Stellv. Abt.leiter Abt. f. Volksbildung Magistrat v. Groß-Berlin, 1946–49 Persönl. Referent d. Präs. u. Leiter d. Präsidialkanzlei bei d. DVV, 1949–50 Leiter d. Hauptabt. Konsularische Angelegenheiten Ministerium f. Auswärt. Angelegenheiten, 1950–53 Leiter d. Büros d. Förderungsausschusses d. Intelligenz, 1953–58 Verwaltungsdirektor d. DAW.

16 Nikolai E. Bersarin: Generaloberst, ab 24.4.1945 Kommandant u. Garnisionschef d. sowj. Truppen in Berlin.

17 Naas hatte 1928–1933 in Köln, Berlin und Hamburg Mathematik studiert, von 1933–35 als wiss. Assistent gearbeitet, 1935 promoviert und war von 1936–42 als Mathematiker in d. Industrie tätig gewesen.

18 Wandel, der als Funktionär d. KPD in Baden gewirkt hatte, zuletzt als Vorsitz. d. KPD-Fraktion in Mannheim, mußte von 1933–45 in die UdSSR emigrieren, wo er z. T. in enger Verbindung zu Wilhelm Pieck stand.

19 Wilhelm Piecks Rückkehr aus d. Emigration in die UdSSR erfolgte am 1.7.1945.

20 Wallstraße: Sitz d. Parteivorstandes / ZK d. KPD.

21 Bezieht sich auf den Wahlspruch der Akademie: Theoria cum praxi.

22 Adolf von Harnack regte in seiner Denkschrift die Schaffung von Instituten bei der Preußischen Akademie der Wissenschaften an.

23 Schreiben vom 20.3.1884 von Werner von Siemens an die Reichsregierung mit Verweis auf die naturwiss. Forschung der russischen Akademie u. den Vorschlag zur Errichtung eines Laboratoriums bei der Königl. AdW.

24 Am 27.6.1947 wurde das biologisch-medizinische Inst. (ehem. Inst. f. Hirnforschung d. KWG in Berlin-Buch) von d. SMAD an die DAW übertragen.

25 Die Laboratorien des Kaiser-Wilhelm-Inst. f. Zellphysiologie Otto Warburgs wurden während des Krieges (1943–45) infolge zunehmender Luftangriffe nach Bad Liebenberg in der Mark verlagert. Nach Kriegsende kehrte Warburg nach Berlin zurück und setzte im Privathaus seine experiment. Arbeiten fort. Die wiedereröffnete Akademie wählte ihn am 18.7. 1946 zum Ordentl. Mitgl..

26 Oskar Vogt: Gründer des Inst. f. Hirnforschung der KWG, wurde in d. Hitlerzeit gezwungen sein Direktorat niederzulegen; ab 1937 privates Inst. f. Hirnforschung u. allg. Biologie in Neustadt/Schwarzwald; 1950 Ehrenmitgl. d. DAW.

27 Der Befehl zur Wiedereröffnung der Akademie.

28 Theodor Frings: 1927 Prof. f. Germanistik Univ. Leipzig, 1946–68 Präs. d. Sächs. AdW, 1952 zugleich Dir. d. Inst. f. deutsche Sprache u. Literatur d. DAW, 1951–61 Sekretar d. Klasse f. Sprachen, Literatur u. Kunst d. DAW, AkM ab 1946.

29 Max von Laue: 1919 Prof. f. theor. Physik Univ. Berlin, zugleich Mitdirektor Inst. f. Physik d. KWG, 1946 Honorarprof. Univ. Göttingen u. Stellv. Dir. Inst. f. Physik d. MPG, 1951 Dir. Inst. f. Physik. Chemie u. Elektrochemie d. MPG, AkM ab 1920.

30 Pjotr I. Nikitin: Major, Physiker und Astronom, ab 1947 Leiter d. Sektors Hochschulen in d. SMAD.

31 Erhard Schmidt: 1917–50 Prof. f. Mathematik Univ. Berlin, AkM ab 1918.

32 Georg Otterbein: 1936–45 Wiss. Mitarb. bzw. Abt.leiter an d. Forschungsanstalt d. Dt. Reichspost, 1946–47 Abt.leiter Dt. Post, 1947-49 Geschäftsführer, 1949 Abt.leiter u. wiss. Referent an d. DAW.

33 Walter Friedrich: 1922 Prof. f. mediz. Physik Univ. Berlin u. Dir. d. Inst. f. Strahlenforschung, 1949–52 Rektor d. Univ., 1948 Dir. bzw. Präs. bzw. 1. Dir. d. Inst f. Medizin u. Biologie d. DAW Berlin-Buch, 1951–56 Präs. d. DAW, AkM ab 1949.

34 Georg Handke: Funktionär d. KPD, 1934 verhaftet u. zu 15 Jahren Zuchthaus verurteilt, 1945 Bürgermeister von Zwickau, 1945–48 Vizepräs. d. Dt. Zentralverwaltung f. Handel u. Versorgung, 1948–49 Stellv. Vors. d. DWK in d. SBZ.

35 Bruno Leuschner: Funktionär d. KPD, 1936 Verhaftung, 1937 Verurteilung zu 6 J. Zuchthaus, 1942–45 KZ Sachsenhausen u. Mauthausen, 1945 Abt.leiter Wirtschaftspolitik im ZK d. KPD, 1946/47 Abt.leiter f. Wirtschaft im Parteivorstand d. SED, 1947 Aufbau d. DWK in d. SBZ, 1948/49 Stellv. Vorsitz. d. DWK, 1949/50 Staatssekretär im Ministerium f. Planung, 1950–52 1. Stellv. d. Vorsitzenden d. SPK u. 1952–61 Vorsitz. d. SPK.

36 Fritz Lange: Funktionär d. KPD, 1943 Verhaftung u. Verurteilung zu 5 J. Zuchthaus, 1945–48 Oberbürgermeister von Brandenburg, 1948–54 Leiter d. Zentralen Kontrollkommission d. DWK bzw. d. Kommission f. Staatl. Kontrolle.

37 Ernst Geißler: Prof. Dr.phil., 1945 Abt.leiter d. Gruppe Forschung u. Technik d. DWK.

38 Moritz Hermann von Jacobi war auch Mitgl. d. AdW in Petersburg.

39 Hans Kienle: 1939 Prof. f. Astrophysik u. Astronomie Univ. Berlin u. Dir. d. Astrophysikal. Observatoriums in Potsdam, Festredner zur Wiedereröffnung d. Akademie 1946, 1950 Prof. f. Astrophysik u. Astronomie Univ. Heidelberg, AkM ab 1946.

40 Gesetz Nr. 25 d. Alliierten Kontrollrats in Deutschland. Sammelband 2, SWA-Verlag Berlin 1946 S. 80–85.

41 Eilhard Alfred Mitscherlich: 1906 Prof. f. Pflanzenbaulehre u. Bodenkunde Univ. Königsberg, 1946 Prof. f. Kulturtechnik Univ. Berlin u. Dir. d. Inst. f. Kulturtechnik, 1947 Dir. d. Inst. zur Steigerung d. Pflanzenerträge d. DAW in Paulinenaue, 1949–51 Sekretar d. Klasse f. landwirtschaftl. Wissenschaften d. DAW, AkM ab 1947.

42 Hans Stubbe: 1943 Dir. d. Inst. f. Kulturpflanzenforschung d. KWG in Wien, 1944 in Stecklenberg, 1945 in Gatersleben. 1946 Prof. f. landwirtschaftl. Genetik Univ. Halle, 1951 Dir. d. Inst. f. Kulturpflanzenforschung d. DAW in Gatersleben, 1951 Präs. d. Akademie d. Landwirtschaftswissenschaften d. DDR, AkM ab 1949.

43 Arthur Baumgarten: 1934–45 Prof. f. Rechtsphilosophie u. allgem. Rechtslehre Univ. Basel, 1946 Gastprof. Univ. Leipzig, 1947 Prof. f. Rechtsphilosophie u. Völkerrecht Univ. Berlin, zugleich Prof. an d. Landeshochschule f. Pädagogik in Potsdam, 1949 Rektor d. Landeshochschule, Präs. d. Deutschen Akademie f. Staats- u. Rechtswissenschaften in Forst Zinna, 1953–54 Sekretar d. Klasse f. Gesellschaftswissenschaften d. DAW, AkM ab 1949.

44 Stroux' Antrittsrede als Rektor d. Berliner Universität am 20.1.1946 handelte im umfassenden Sinn vom Wesen der Kultur.

45 Jägerstr. 22/23 (zwischenzeitlich Otto-Nuschke-Str. 22/23).

46 Der Gendarmenmarkt wurde anläßlich des 250-jährigen Jubiläums der Akademie im Jahre 1950 in Platz der Akademie umbenannt.

47 Ferdinand Friedensburg: 1945 Mitbegründer d. CDU in Berlin u. d. SBZ, 1945–1946 Präs. d. Dt. Inst. f. Wirtschaftsforschung u. d. dt. Zentralverwaltung f. Brennstoffindustrie, Dez. 1946–51 1. Stellv. d. Oberbürgermeisters v. Groß-Berlin bzw. ab 1948 Bürgermeister v. Westberlin, 1945–48 Mitgl. d. Präsidialrates d. Kulturbundes, 1947–49 Stellv. Vors. d. DSF in Berlin.

48 Erich Thilo: 1943 Prof. f. anorgan. Chemie Univ. Graz, 1946 Prof. f. anorgan. Chemie Univ. Berlin u. komm. Dir., ab 1949 Dir. des 1. Chem. Inst Univ. Berlin, 1950 zugleich Dir. d. Inst. f. anorgan. Chemie d. DAW, AkM ab 1949.

49 Hans Ertel: 1943 Prof. f. Geophysik Univ. Innsbruck, 1946 Prof. f. Geophysik Univ. Berlin u. Dir. d. Inst. f. Meteorologie u. Geophysik d. Univ., 1949 zugleich Dir. d. Inst. f. physikal. Hydrographie d. DAW, 1951–61 Vizepräs. d. DAW, AkM ab 1949.

50 Robert Rössle: 1929 Prof. f. Pathologie Univ. Berlin, 1946–47 Sekretar d. Math.-naturwiss. Klasse d. DAW, 1949 Sekretar d. Klasse f. medizin. Wissenschaften d. DAW, AkM ab 1934.

51 Fred Oelßner: Funktionär d. KPD, 1935 Lektor an d. Internat. Leninschule in Moskau, 1945 Leiter d. Abt. Agitation u. Propaganda d. ZK d. KPD, 1946 Leiter d. Abt. Parteischulung im SED-Parteivorstand, 1947–58 Mitgl. des SED-Parteivorstandes bzw. Mitgl. d. ZK, 1949–58 Mitgl. d. Sekretariats d. ZK bzw. d. Politbüros d. SED, 1956 Prof. f. polit. Ökonomie, 1958 Dir. d. Inst. f. Wirtschaftswissenschaften d. DAW, AkM ab 1953.

52 Wolfgang Heubner: 1932–49 Prof. f. Pharmakologie Univ. Berlin, 1950–52 Prof. f. Pharmakologie Freie Univ. Berlin, AkM von 1946–50.

53 Hans Nachtsheim: Vor 1945 Leiter d. Abt. exp. Erbpathologie am Inst. f. Anthropologie, menschl. Erblehre u. Eugenik d. KWG, 1945 komm. Leiter d. Inst., am 21.11.1946 Wahl z. Dir. d. Inst. f. vergleich. Erbbiologie u. Erbpathologie d. DAW; die Bildung dieses Inst. in Berlin-Buch kam durch die Teilung Berlins nicht zustande. 1947 Dir. d. Inst. f. Genetik d. FU Berlin. Nachtsheim war kein Mitgl. d. DAW.

54 Übersicht über die Stiftungen siehe Werner Hartkopf u. Gert Wangermann: Dokumente zur

Geschichte der Berliner Akademie der Wissenschaften von 1700 bis 1990, Spektrum Akademischer Verlag Berlin, Heidelberg, New York, 1991, S. 323ff.

55 Anton Ackermann: Funktionär d. KPD, Emigration, 1945 Rückkehr nach Deutschland, Mitgl. d. Sekretariats d. ZK d. KPD, 1946–54 Mitgl. d. SED-Parteivorstandes bzw. ZK, 1948/49 d. DWK, Vorsitz. d. Ausschusses zur Förderung d. Intelligenz.

56 Franz Dahlem: Funktionär d. KPD, 1933 Emigration, Mitgl. d. Auslandskommission d. ZK d. KPD, 1939 Internierung in Frankreich, 1942 Auslieferung nach Deutschland, 1943–45 KZ Mauthausen, 1945 Mitgl. u. Sekretär d. ZK d. KPD, 1946–49 Mitgl. d. Zentralsekretariats d. SED-Parteivorstands, 1949–53 Mitgl. d. Politbüros d. SED.

57 Herbert Weiz: 1962–67 Staatssekretär f. Forschung u. Technik, 1967-90 Minister f. Wissenschaft u. Technik d. DDR.

58 Otto Reinhold: 1951 Prof. f. polit. Ökonomie Univ. Berlin, 1953 Lehrstuhlleiter Polit. Ökonomie Parteihochschule »Karl Marx«, 1956 Stellv. Abt.leiter f. Propaganda im ZK d. SED, 1961 stellv. Dir. u. ab 1962 Dir. d. Inst. f. Gesellschaftswissenschaften bzw. Rektor d. Akademie f. Gesellschaftswissenschaften, AkM ab 1969.

59 Otto Hahn: 1928–46 Dir. d. Inst. f. Chemie d. KWG, 1946 Präs. d. KWG (1948 MPG), AkM ab 1924.

60 Hans Ertel war für kurze Zeit wegen eines Devisenvergehens in Westberlin inhaftiert.

61 Brief der DAW an Grotewohl anläßlich der Ereignisse am 17.6.1953.

62 Hans Knöll: 1938 Leiter d. Bakteriolog. Labor. (ab 1944 Inst. f. Mikrobiologie u. experim. Therapie) d. Glaswerkes Schott & Gen. in Jena, 1949 Dozent, 1950 Prof. f. Bakteriologie Univ. Jena, zugleich bis 1953 Werkleiter VEB Jenapharm Jena, 1956 Dir. d. Inst. f. Mikrobiologie u. experim. Therapie d. DAW, AkM ab 1955.

63 Otto Grotewohl war 1945 Mitbegründer der SPD u. d. Blocks d. antifaschistisch-demokratischen Parteien, 1946–54 Vorsitz. d. SED u. weitere Funktionen. Stroux hatte mit Grotewohl mehrfach Kontakt, u. a. 1947 als Mitgl. d. Dt. Volkskongresses für Einheit u. gerechten Frieden, 1948 als Mitgl. d. Dt. Volksrates u. 1949 der Volkskammer d. DDR.

64 Adolf Hennecke: Bergmann, überbot 1948 seine Tagesnorm um ein Mehrfaches u. wurde so zum Initiator d. Aktivistenbewegung in d. DDR, er erhielt dafür 1949 den Nationalpreis.

65 Hans Cloos: Prof. f. Geologie in Bonn, Nationalpreis 1949.

66 Professoren-Denkschrift vom 8.7.1915, gerichtet an den Reichskanzler v. Bethmann Hollweg und an die Mitglieder des Bundesrats mit Forderungen nach territorialer Annexion von Gebieten der Kriegsgener und von Kriegsentschädigungen.

67 Die Bemerkung bezieht sich auf das Inst. zur Steigerung d. Pflanzenerträge d. DAW in Paulinenaue.

68 Bernhard Schweitzer, seit 1932 Prof. f. Archäologie Univ. Leipzig, 1945–46 erster Rektor d. Univ. nach d. Kriege, ab 1948 Univ. Tübingen. Die Bemerkung Rompes bezog sich auf das Bemühen Schweitzers um „Selbstreinigung" der Univ. von nazistisch belasteten Mitgliedern des Lehrkörpers, um das Prinzip universitärer Selbstbestimmung und die Abwendung polit. Einflüsse der sowj. Besatzungsmacht und dt. antifaschist. Kräfte auf die Univ., AkM 1944.

69 Hans-Georg Gadamer: 1938 Prof. f. Philosophie Univ. Leipzig, 8.5.1945 Dekan d. Phil. Fakultät, vom 21.1.1946-31.10.1947 Rektor Univ. Leipzig, 1947 Univ. Frankfurt/M., 1949 Univ. Heidelberg.

70 Lucius DuBignon Clay: General d. USA-Streitkräfte, 1945-47 Stellv. d. Chefs u. 1947–1949 Chef d. USA-Militärregierung in d. amerikan. Besatzungszone in Deutschland.

71 Hans Kienle beanspruchte nach Errichtung des Karl-Schwarzschild-Observatoriums in

Tautenburg mit dem 2-Meter-Spiegelteleskop das Vorrecht, selbständig über die Forschungsziele zu entscheiden. Wie er selbst sagte, sollte ihm Tautenburg als 'Riesenspielzeug' zur Verfügung stehen.

72 Gegen die Bildung d. Forschungsgemeinschaft d. naturwiss., techn. u. mediz. Institute d. Akademie wurden von verschiedenen Mitgliedern Einwände erhoben, da damit die Institute inhaltlich, fondsmäßig u. personell aus der Unterstellung unter die Klassen gelöst werden sollten.

73 Wladimir S. Semjonow: 1945–46 stellv. u. 1946–48 Sowjet. Dir. d. Abt. Politik d. Alliierten Kontrollrates, 1949–53 polit. Berater d. Sowj. Kontrollkommission in Deutschland, 1953–55 Hoher Kommissar d. UdSSR in Deutschland.

74 Alfons Maikowski: Von 1.10.1948–53 Verwaltungsdirektor u. Justitiar d. DAW.

75 Kurt Liebknecht: Architekt, 1931–48 Wiss. Mitarb. in d. Architektur-Akademie d. UdSSR, 1949–50 Abt.leiter u. Wiss. Sekretär im Inst. f. Bauwesen d. DAW, Stellvertreter von Prof. Scharoun, später Dt. Bauakademie.

76 Werner Lange: 1947 Prof. f. Metallhüttenkunde Bergakademie Freiberg u. ab 1949 zugleich Dir. d. Inst. f. Metallhüttenkunde, 1949 Leiter d. Zentralamtes f. Forschung u. Technik im Ministerium f. Planung bzw. d. SPK d. DDR, ab 1955 wiss. Positionen im akadem. u. im Industriebereich, 1969–88 Vorsitz. d. Klasse Werkstoffwissenschaften d. DAW, AkM ab 1961. Die Anregung Rompes, Werner Lange zum nächsten Gespräch hinzuzuziehen, zielte darauf ab, vor allem die ersten Ansätze der zentralen staatlichen Forschungsplanung in der DDR eingehender zu erörtern.

77 Hermann Klare: Bis 1945 Wissenschaftler in d. Industrie, 1945 Betriebsleiter Kunstseidenfabrik Premnitz, 1946 Forschungs- u. Betriebsleiter in d. 'Thüringischen Zellwolle' Schwarza, 1947–49 Wiss. u. Beratungstätigkeit in d. UdSSR, danach erneute Tätigkeit in d. Industrie, 1953 Stellv. Dir. u. 1962 Dir. d. Inst. f. Faserstoff-Forschung d. DAW in Teltow-Seehof, 1955 Prof. d. DAW, 1961 Vorsitz. d. Forschungsgemeinschaft, 1968–71 Präs. d. DAW, AkM ab 1961.

78 Heinrich Rau: Funktionär d. KPD, 1933 Verhaftung, 1934 Verurteilung zu 2 J. Zuchthaus, 1935 Emigration, Teilnahme als Kommandeur d. XI. Int. Brigade in Spanien., Internierung in Frankreich, 1942 Auslieferung nach Deutschland, Konzentrationslager Mauthausen, ab 1945 verschiedene Funktionen in Partei u. staatl. Bereich, 1948–49 Vorsitz. d. DWK in d. SBZ, 1949 Minister f. Wirtschaftsplanung, 1950–52 Vorsitz. d. SPK.

79 Die Bemerkung bezieht sich auf das wiss.-techn. Niveau der Erzeugnisse d. VEB Elektrokeramische Werke Hermsdorf/Thüringen.

80 Michail A. Lawrentijew: Prof. f. Mathematik, 1946 Mitgl. u. 1957 Vizepräs. d. Akademie d. Wissenschaften d. UdSSR, 1957 zugleich Präs. d. Sibirischen Abt. d. AdW d. UdSSR, Auswärt. Mitgl. d. Akademie ab 1969.

81 Fritz Selbmann: Funktionär d. KPD, 1933 Verhaftung, 1935 Verurteilung zu 7 J. Zuchthaus, ab 1940 Konzentrationslager Sachsenhausen, Flossenburg u. Dachau, ab 1945 verschied. Funktionen in Partei u. staatl. Bereich in Sachsen, 1948–49 Stellv. Vorsitz. d. DWK, 1949–55 Minister f. Industrie bzw. Schwerindustrie, Minister f. Berg- u. Hüttenwesen, 1953–61 Stellv. Vorsitz. d. SPK, danach weitere Funktionen. Zu Selbmanns Ressort gehörte Anfang und Mitte der 50er Jahre die Wahrnehmung der Verbindung der Regierung zur Akademie.

Annotationen

Drei Veröffentlichungen von Klaus Mylius

Klaus Mylius: Āśvalāyana-Śrautasūtra
Erstmalig vollständig übesetzt, erläutert und mit Indices versehen. Institut für Indologie, Wichtrach (Schweiz) 1994, 624 S.

Die literarischen Quellen zum altindischen Opferritual – vorwiegend also die jüngeren Saṁhitās, die Brāhmaṇas und Śrautasūtras – sind umfangreich und aussagekräftig, wurden jedoch bisher nur zum Teil übesetzt und erläutert. Um das Ritual aber richtig zu verstehen bedarf es einer soliden Textgrundlage.

Das Āśvalāyana-Śrautasūtras, das hier erstmalig in deutscher vollständiger und annotierter Übersetzung vorgelegt wird, ist dem Ṛgveda angeschlossen und präsentiert sich damit als Leitfaden für den hotṛ-Priester und dessen Gehilfen. Die Aufgabe dieser Priestergruppe besteht in der Durchführung der die Opferhandlungen begleitenden Rezitationen (śastra).

Die beiden Hauptschwierigkeiten, die sich bei der Übersetzung eines Śrautasūtras ergeben, sind die äußerst spezielle Terminologie und der hyperkonzise, änigmatische Stil. Der Übersetzer muß also nicht nur die Sanskritsprache beherrschen; er muß sich insbesondere in die diversen Opferpraktiken und die ihnen zugrundeliegenden Denkstrukturen minutiös eingearbeitet haben.

Eine Übersetzung von Śrautasūtras darf sich also nicht auf die bloße sprachliche Übertragung beschränken. Vielmehr muß sie darüber hinaus Beiträge zur inhaltlichen Interpretation und zum Verhältnis des Übersetzten Werkes zu anderen vedischen Texten enthalten. Unerläßlich sind also die Anführung von relevanten Parallelstellen, Erläuterungen der jeweiligen rituellen Handlung und der sie betreffenden termini technici, die Rückverfolgung der Sprüche und Formeln auf ihre Quelle und natürlich eine gründliche Auswertung der Sekundärliteratur. Die Umsetzung dieser Grundsätze in die Praxis ist hier anhand des besonders schwierigen Āśvalāyana-Śrautasūtras versucht worden. Zur Sicherung der Nachprüfbarkeit wurde so wörtlich wie möglich übersetzt; grammatische und stilistische Ergänzungen wurden stets eingeklammert. Vier umfangreiche Register der Mantras

(Formeln und Sprüche), der Applikation der ṛgvedischen Mantras im Āśvalāyana-Śrautasūtras, der Sachen und Begriffe, der Götter- und Eigennamen sowie ein Glossar der ritualtechnischen Termini tragen zur Erschließung dieses wichtigen altindischen Ritualtextes bei. Die hier vorgelegte Übersetzung möchte sich nicht zuletzt wegen ihres umfangreichen Anmerkungsapparates nicht nur den Indologen, sondern auch den Vertretern anderer orientalistischer Disziplinen, Historikern, Religionswissenschaftlern, Ethnologen usw. als nützlich erweisen.

Nach der schon 1953 publizierten Übersetzung des Śāṅkhāyana-Śrautasūtras von Willem Caland und Lokesh Chandra sind nun beide dem Ṛgveda angeschlossenen Śrautasūtras der Fachwelt und der weiteren Forschung zugänglich

* * *

Klaus Mylius: Wörterbuch des altindischen Rituals.
Mit einer Übersicht Über das altindische Opferritual und einem Plan der Opferstätte. Institut für Indologie, Wichtrach (Schweiz) 1995. 147 S.

Die Erforschung des altindischen Opferrituals hat geistesgeschichtlich eine große Bedeutung, denn für die Dauer mindestens eines halben Jahrtausends repräsentierte die Opfermagie die herrschende ideologische Konzeption im alten Indien. Die ritualistischen Vedatexte umfassen eine Literatur von gewaltigem Umfang: die jüngeren Saṁhitās die Brāhmaṇas, die Śrauta- und die Gṛhyasūtras. Wer diese Texte lesen und erforschen will, stößt ununterbrochen auf Ritualfragen. Und umgekehrt: wer die Geschichte des Opferkultes studieren will, braucht dazu als Primärquelle die vedische Literatur. Dabei ist zu betonen, daß bei keiner anderen Kultur des Altertums die Quellen über das Opferwesen so reichlich fließen und so systematisch aufgebaut sind wie im alten Indien.

Wer also in diese Literatur eindringt, sieht sich sogleich mit einer Fülle ritual-technischer Termini konfrontiert. Von den gängigen Wörterbüchern des Sanskrit kann jedoch eine adäquate Behandlung dieser Termini nicht erwartet werden. In dieser Hinsicht möchte das hier vorgelegte Spezialwörterbuch mit seinen circa 1200 Lemmata eine Handreichung bieten. In der Auswahl der Stichwörter konzentriert es sich auf Begriffe, die entweder

Überhaupt nur im Ritual vorkommen oder die dort eine bestimmte technische Bedeutung haben. Die Erläuterungen werden in knapper Form gebracht und in sehr vielen Fällen durch Querverweise ergänzt. Ein wesentliches Element der hier vorgelegten Arbeit sind die Belegstellen aus der Primärliteratur, die in großer Zahl wiedergegeben wurden. Es ist zu hoffen, daß alle repräsentativen Stellen erfaßt wurden und dem Benutzer den Weg in die Spezialforschung ebnen helfen. Zur Erstorientierung wurde auch auf ausgewählte Stellen aus der Sekundärliteratur hingewiesen.

Zahlreiche Stichwörter befassen sich mit dem räumlichen Ablauf des Opfergeschehens. Um diesen weiter zu verdeutlichen wurde dem Buch der Plan einer Opferstätte beigefügt.

Dem Nichtindologen dürfte angesichts der Tatsache, daß das Wörterbuch natürlich analytisch angelegt das altindische Ritual aber von kaum vorstellbarer Kompliziertheit ist, eine Synopsis willkommen sein. An den Beginn des Buches wurde daher eine kurzgefaßte Übersicht über Klassifikation und Ablauf der hauptsächlichen Opferriten gestellt.

* * *

Klaus Mylius: Wörterbuch Pāli-Deutsch.
Mit Sanskrit-Index. Institut für Indologie, Wichtrach (Schweiz) 1997, 438 S.

Buddhologische Studien haben an den Universitäten im Lauf der Zeit immer mehr an Bedeutung gewonnen. Aber auch in weiteren Kreisen der Bevölkerung nimmt die ernsthafte Beschäftigung mit dem Buddhismus ständig an Umfang und Tiefe zu. Will man dabei aber nicht allein auf die Sekundärliteratur angewiesen sein, so ist die Kenntnis der Pāli-Sprache unverzichtbar. Auch für den Indogermanisten hat Pāli als älteste mittelindische Sprache einen hohen Stellenwert. Ein umfassendes Wörterbuch Pāli-Deutsch stand bisher jedoch nicht zur Verfügung. Das hier vorgelegte Werk ist somit das erste dieser Sprachrelation.

Das Wörterbuch wendet sich demzufolge an einen breiten Benutzerkreis: es will den Bedürfnissen der Orientalisteng speziell der Indologen, aber auch der Vertreter anderer Disziplinen und überhaupt aller am Buddhismus Interessierten Rechnung tragen. Vor allem soll es bei der Erschließung des alten, ursprünglichen Buddhismus behilflich sein. Somit besteht sein

Hauptzweck darin, die lexikalische Grundlage für das Verständnis des Pāli-Kanons darzubieten. Daher eignet es sich vorwiegend für die Übersetzung des Tipiṭaka. Aber auch für große Teile der nachkanonischen Literatur kann das Wörterbuch herangezogen werden.

Die (zweispaltig gesetzten) rund 20.000 Lemmata sind streng alphabetisch geordnet. Die Alphabetisierung trägt aber der Etymologie insoweit Rechnung» als sie nichtzusammengehöriges Wortgut – also die Homonyme – trennt. Die Verben werden in der 3. Person des Singulars im Präsens wiedergegeben. Dabei unterliegen auch die mit einem Präfix versehenen Verben – anders also als im Sanskrit – einer strikten Alphabetisierung. Bei den Verben, zu denen ein präteritales Partizip überliefert ist, wird dies aufgeführt. Zu allen Stichwörtern (bei Komposita jedoch nur in Ausnahmefällen) ist in Winkelklammern die vedische oder sanskritische Quelle angegeben sofern dies sprachgeschichtlich fundiert und vertretbar war. Ein Stellenverzeichnis dieser Quellenwörter wurde dem Werk als Anhang beigegeben.

Lexikon der Byzantinistik
Hgg. v. Johannes Irmscher

Fasc. 1,: Aachen – Bestechung
Amsterdam: Adolf M. Hakkert Verlag 1998

Das Lexikon derr Byzantinistik ist erwachsen aus dem Lexikon der Antike. das in 10 Auflagen, 6 Lizenzausgaben sowie Übersetzungen ins Estnische, Russische und Ungarische erschien; die erste elektronische Ausgabe wird in Kürze vorgelegt werden. Vorgesehen war für das Bvzanz-Lexikon ursprünglich die gleichzeitige Erarbeitung einer deutschen und einer russischen Ausgabe; das Vorhaben scheiterte daran, daß die Bearbeiter die Empfindlichkeiten der Wissenschaftsbürokratie nicht beachtet hatten. So kamen zwei unterschiedliche Werke zustande. Das dreibändige „Oxford Dictionary of Byzantium" (New York – Oxford 1991) für die Hand des Fachgelehrten und das vom Verleger auf zehn Faszikel veranschlagte „Lexikon der Byzantinistik". das einen breiten Benutzerkreis anzusprechen sucht. Gegenstand des Lexikons sind, in weitem Sinne gefaßt, Geschichte und Kultur des byzantinischen Staates, seine Stellung im Orbis mediaevalis sowie sein vielfältiges Nachwirken. Die Lemmata sind knapp gehalten gemäß dem Charakter eines Informationsbuches. Dabei ist wert auf die Beantwortung solcher Fragen gelegt, welche aus der heutigen Sicht an die Geschichte gestellt werden. An der Erarbeitung sind circa 200 Mitarbeiter beteiligt, vornehmlich auch aus solchen Ländern, deren Territorien dem Orbis byzantinus zugehörten. Die Beiträge fremdsprachiger Mitarbeiter werden ins Deutsche übersetzt. Der zweite Faszikel des Lexikons ist bereits imprimiert.

Hauptzweck darin, die lexikalische Grundlage für das Verständnis des Pāli-Kanons darzubieten. Daher eignet es sich vorwiegend für die Übersetzung des Tipiṭaka. Aber auch für große Teile der nachkanonischen Literatur kann das Wörterbuch herangezogen werden.

Die (zweispaltig gesetzten) rund 20.000 Lemmata sind streng alphabetisch geordnet. Die Alphabetisierung trägt aber der Etymologie insoweit Rechnung» als sie nichtzusammengehöriges Wortgut – also die Homonyme – trennt. Die Verben werden in der 3. Person des Singulars im Präsens wiedergegeben. Dabei unterliegen auch die mit einem Präfix versehenen Verben – anders also als im Sanskrit – einer strikten Alphabetisierung. Bei den Verben, zu denen ein präteritales Partizip überliefert ist, wird dies aufgeführt. Zu allen Stichwörtern (bei Komposita jedoch nur in Ausnahmefällen) ist in Winkelklammern die vedische oder sanskritische Quelle angegeben sofern dies sprachgeschichtlich fundiert und vertretbar war. Ein Stellenverzeichnis dieser Quellenwörter wurde dem Werk als Anhang beigegeben.

Lexikon der Byzantinistik
Hgg. v. Johannes Irmscher

Fasc. 1,: Aachen – Bestechung
Amsterdam: Adolf M. Hakkert Verlag 1998

Das Lexikon derr Byzantinistik ist erwachsen aus dem Lexikon der Antike. das in 10 Auflagen, 6 Lizenzausgaben sowie Übersetzungen ins Estnische, Russische und Ungarische erschien; die erste elektronische Ausgabe wird in Kürze vorgelegt werden. Vorgesehen war für das Bvzanz-Lexikon ursprünglich die gleichzeitige Erarbeitung einer deutschen und einer russischen Ausgabe; das Vorhaben scheiterte daran, daß die Bearbeiter die Empfindlichkeiten der Wissenschaftsbürokratie nicht beachtet hatten. So kamen zwei unterschiedliche Werke zustande. Das dreibändige „Oxford Dictionary of Byzantium" (New York – Oxford 1991) für die Hand des Fachgelehrten und das vom Verleger auf zehn Faszikel veranschlagte „Lexikon der Byzantinistik". das einen breiten Benutzerkreis anzusprechen sucht. Gegenstand des Lexikons sind, in weitem Sinne gefaßt, Geschichte und Kultur des byzantinischen Staates, seine Stellung im Orbis mediaevalis sowie sein vielfältiges Nachwirken. Die Lemmata sind knapp gehalten gemäß dem Charakter eines Informationsbuches. Dabei ist wert auf die Beantwortung solcher Fragen gelegt, welche aus der heutigen Sicht an die Geschichte gestellt werden. An der Erarbeitung sind circa 200 Mitarbeiter beteiligt, vornehmlich auch aus solchen Ländern, deren Territorien dem Orbis byzantinus zugehörten. Die Beiträge fremdsprachiger Mitarbeiter werden ins Deutsche übersetzt. Der zweite Faszikel des Lexikons ist bereits imprimiert.

Bemerkungen zu Reinhard Mocek:
Die werdende Form.

Basilisken-Presse, Marburg, 1998.

Unser Mitglied der Leibniz-Sozietät, Reinhard Mocek, hat kürzlich im wörtlichen und im indirekten Sinne ein *„schwergewichtiges"* Buch veröffentlicht: *Die werdende Form*, mit dem Untertitel *„Eine Geschichte der Kausalen Morphologie"*. Es ist in der Reihe *„Acta Historica Schriften aus dem Museum und Forschungsarchivfür die Geschichte der Biologie"* erschienen. Ich halte mich nicht für kompetent genug, hier eine Rezension dieses wichtigen Werkes abzuliefern, bin jedoch von der enormen intellektuellen Leistung so beeindruckt, daß ich einige wenige Bemerkungen zu diesem Buch etwa im Sinne einer Annotation machen möchte.

Das Buch – mit seinen 407 Seiten Text, 50 Seiten Anmerkungen und etwa 1300 Literatur-Zitaten sowie den vollständigen Schriftenverzeichnissen von WILHELM HIS, WILHELM ROUX und HANS DRIESCH – besteht neben der Einleitungen, in der sehr klar die Problemstellung formuliert wird, aus drei Teilen, die folgendermaßen überschrieben sind:

I. Die wissenschaftlichen und philosophischen Vorleistungen zur Begründung der Kausalen Morphologie;

II. Die Klassiker der Kausalen Morphologie, HIS. DRIESCH UND ROUX;
III. Der Problemweg in die Gegenwart.

Der Wissenschafts-Historiker, der sich mit zoologischer Entwicklungsphysiologie, wie die Disziplin, die der kausalen Morphologie entspricht, heute meist bezeichnet wird, beschäftigt, hat mit diesem Buch eine Fundgrube vor sich, in der die Entwicklung des behandelten Gebietes in allen Einzelheiten am Lebenswerk der genannten großen Biologen aufbereitet liegt.

Reinhard Mocek ist, wie wir wissen, ein geistiger – in der Nomenklatur des Genetikers – Hybride: Der biologische Anteil hat zusammen mit dem

philosophischen Part in der Wissenschaftler-Persönlichkeit Mocek einen interessanten, kreativen Phänotyp ergeben, der diesem hier vorliegendem Buch seinen Charakter aufgeprägt hat. Neben der notwendigen Detail-Aufzeichnung von Fakten liegt der Reiz dieser Veröffentlichung für mich in der im dritten Teil unternommenen Weiterführung der Analyse der Formbildungstheorien im weitesten Sinne in die Gegenwart.

Wer heute über die Nachfolger von GURWITSCH oder etwa über RUPERT SHELDRAKE mit seinen morphogenetischen Feldern diskutiert oder gar – wie unlängst in dem von HANS PETER DÜRR herausgegebenem Band im Zusammenhang mit SHELDRAKE VOM *„Wagnis einer neuen Wissenschaft des Lebens"* spricht, sollte zunächst den neuen MOCEK lesen!

Reinhard Moceks Buch hier annotierend, möchte ich ihm vorschlagen, zu überlegen, ob er nicht einem Kreis interessierter Naturwissenschaftler und Philosophen auf der Grundlage seiner Erfahrungen mit der *„werdenden Form"* einen Einblick in diese wissenschaftstheoretisch interessanten Vorgänge geben könnte. Die Leibniz-Sozietät kann stolz sein, den Autor dieses wichtigen Buches zu ihren Mitgliedem zu zählen.

17. März 1999 Helmut Böhme